

Berliner

# Volks-Tribüne.

Sozial-Politisches Wochenblatt.

Die „Berliner Volks-Tribüne“ erscheint jeden Sonnabend früh.  
Abonnementpreis für Berlin monatlich 50 Pf., pränumerando (frei in's Haus).  
Einzelne Nummer 15 Pf.  
Durch jede Post-Anstalt Deutschlands zu beziehen. (Preis viertelj. 1 Mk. 50 Pf.)

Redaktion und Expedition:  
80. (20), Elisabeth-Ufer 55.  
Ausgabe für Speditoren:  
„Volksblatt“, Weuthstr. 3.

Inserate werden die 4spaltige Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet.  
Vereins-Anzeigen: 15 Pf. — Arbeitsmarkt: 10 Pf.  
Inseraten-Nachnahme in der Expedition: Elisabeth-Ufer 55.  
Die „Berl. Volks-Tribüne“ ist unter Nr. 893 der Zeitungs-Preisliste eingetragen.

Nr. 12.

Sonnabend, den 21. März 1891.

V. Jahrgang.

**Aus der Woche. — Der Bismardiade weiter Theil. — Heimstättenrecht. — Eine Milliarden-Liebesgabe. — Die wirthschaftlichen Krisen und ihre Folgen. — Gedicht. — Novelle. — Das Elend in London. — Bürgerliches Dynamit. — Ein gutes Geschäft. — Schlesiendes Himmelreich. — Wie kann man sich wohl mit 14,000 Mk. jährlich ehrlich und anständig durchschlagen. — Vom Reichstag. — Briefkasten.**

## Die Postabonnenten unseres Blattes

erinnern wir daran, vor Monatschluß ihr Abonnement zu erneuern, da dasselbe von der Post sonst als erloschen betrachtet wird.

Postreitungskatalog Nr. 893.

Preis pro Quartal Mk. 1,50 (bei Selbstabholung), durch Briefträger ins Haus 1,65 Mk.

## Die Kreuzbandabonnenten

bitten wir, wenn möglich, vom 1. April an direkt von der Postanstalt zu beziehen, da die Expedition sich dadurch bedeutend vereinfacht. Wo Kreuzband weiter gewünscht wird, bitten wir um umgehende Nachricht, sonst nehmen wir an, daß direkte Bestellung bei der Post erfolgt ist und senden daher vom 1. April an nicht weiter.

Abonnements nimmt jede Postanstalt an.

## Aus der Woche.

Als ein sehr schneidiger Offizier hat sich der Lieutenant von Blume gezeigt. In seiner Garnisonsstadt Naumburg gibts einen „Rathskeller“, in welchem man Wein und Bier schänkt. Dorthin begab sich eines Tages der Herr Lieutenant in Zivilleidung und es scheint ihm in der Wirthschaft sehr gut gefallen zu haben. Bald machte sich sein Selbstgefühl in lauten Worten Luft und noch auf der Straße bekam so mancher Zivillist Schmeicheleien von ihm zu hören. Um Mitternacht hatte er einen schneidigen Einfall. Er ließ sich seine Uniform in eine Konditorei tragen, schnallte den Säbel um und ließ die Wache allarmiren. Im Handumdrehn giengs mit gefülltem Bajonet unter Hurrah mit dem Tambour voran von zwei Seiten auf die ahnungslosen Zivillisten los. Die Verlustliste des Feindes weist acht Verwundete auf, darunter befindet sich ein Polizeibeamter. Der Herr Lieutenant soll abgereist sein. Untersuchung ist eingeleitet. Dieser Vorfall beweist wieder einmal so recht deutlich, wie gefährlich der deutsche Reichsbürger in seinem eigenen Vaterlande ist. Er läßt es sich recht sauer werden, der deutsche Reichsbürger, um diesen Schutz jährlich mit vielen Hunderten Millionen bezahlen zu können, und jetzt muß ihm mitten im schönsten Frieden so etwas passiren und noch dazu von dem Schärer selbst. Wir sind neugierig, welche Strafe dem schneidigen Vaterlandsvertheidiger zu Theil werden wird. Wenn an ihn derselbe Maßstab gelegt werden sollte, mit welchem ungebildete Berliner Messerhelden gemessen werden, dürfte er genug zu lauen bekommen. Indessen wir werden ja sehen. Ein Gegenstück zu dem Naumburger Vorfall ereignete sich in Straubing. Hier verabreichte der Sekondelieutenant Ableitner dem Rechtspraktikanten Runk auf dem Stadtplatze eine Ohrspeige und schlug ihn dann mit vier Säbelhieben zu Boden. Nur abwarten, es kann noch ganz gemüthlich werden im geeinten deutschen Vaterlande.

Ehre dem Ehre gebührt. Im Dorfe Bornstedt bei Potsdam, wird ein Mittelloser, der ohne Anverwandte zu hinterlassen, gestorben ist, auf dem Hundewagen zu Grabe gefahren. Es gab eine Zeit, in welcher man in

vielen Orten für Armenleichen nur einen Sarg hatte. Derselbe besaß unten ein Schieber. Ueber den Grabe wurde der Schieber aufgezogen und die Leiche kollerte in die Grube. Die Ausgabe für den Armensarg aber war erspart. Dieser Vorgang wäre auch den braven, spar-samen Bornstedtern zu empfehlen, ihre Gemeindefasse würde dadurch noch mehr entlastet.

Im Jahre 1882 schoß Helene Markovic auf den König von Serbien und wurde mit ihrer Freundin Knechanin verhaftet. Die beiden Frauen starben im Gefängniß, wie der offizielle Bericht besagte, durch Selbstmord. Jetzt kommt der abgedankte Serbenkönig Milan und klagt seinen ehemaligen Ministerpräsidenten öffentlich an, auf seine Veranlassung wäre von den beiden Frauen die eine erdroffelt, die andere ersticht worden. Garechanin dreht den Spieß um und bezeichnet Milan als den Anstifter. So thut einer den andern ab. Sie sind einander würdig. Der eine verschachtete, soweit er es vermochte, den Wohlstand und die Hilfsquellen seines Vaterlandes an fremde Vörjenschwindler, der andere hat sich auf Kosten seines Landes dick und voll gefressen; Praffer, Schlemmer, Lüßling in einer Person, hatte er bei seinem Abgange von der Macht, allein bei einem Pester Strumpfwirker Schulden im Betrag von einigen dreißigttausend Francs. Bis heute hatte man ihn nur für einen Dummkopf gehalten, jetzt erweist er sich auch noch als Meuchelmörder. So etwas stärkt das monarchische Bewußtsein — bei den Serben.

In Belgien hatten sie ihn und in Spanien auch, in Italien wurde er gesehen und auf Malta, von Konstantinopel fuhr er nach Südamerika und in Bulgarien hatten ihn die Wölfe gefressen. Blieb nichts übrig, er mußte auch in Deutschland zum Vorschein kommen. Und richtig wurde er gesehen, in Friedrichshagen nämlich und zwar von einem staatserkaltenden Berliner. Ihn sehen und erkennen, war für den Schlaunen eins. Die Polizei war diesmal weniger gläubig und meinte, es wäre nicht der richtige — Padelwski. So gehts, wenn man Pech hat. Wenn die Spitzel fragen, ja, wo steckt er denn, sollt ihr ihnen sagen . . .

England trug die europäische Kultur nach Afrika, Frankreich that es und Deutschland folgte ihrem Beispiele. Jetzt wird auch eine Blüthe dieser gepfropften Kultur italienischen Ursprungs bekannt. In Massana, der italienischen Kolonie in Ostafrika, hatten der Sekretär der Kolonie, Cavaliere Cagnassi, und der Kommandant der Polizei, Livraghi eine Kommanditgesellschaft gegründet, zur Ermordung und Verraubung reicher Eingeborener. Gegen 800 Morde sollen dem edlen Brüderpaar zur Last fallen. Der Polizeikommandant schoß Leute, auf deren Vermögen er es abgesehen hatte, eigenhändig nieder oder ließ sie von seinen Polizisten mit Steinen todtwerfen. Frauen und Kinder seiner Opfer brachte er gleichfalls ums Leben. Jetzt wundert sich die ganze Welt, daß so etwas unter den Augen des Stadtkommandanten von Massana ins Werk gesetzt werden konnte, ohne daß dieser davon etwas merkte. Und noch dazu unter der Regierung eines Crispi, unter dessen eiserner Faust ganz Italien zitterte. Andere wieder meinen, die Verbrecher müßten sehr hochstehende Beschützer haben, sonst hätten sie ihr Gewerbe nicht so frech und bei hellichtem Tage treiben können. Cagnassi und Livraghi sind verhaftet, die Verhandlung wird zu einem riesenhändlichen Veranlassung geben, wenn nicht aus „höheren“ Beweggründen der Mantel der christlichen Nächstenliebe in Aktion gesetzt wird.

Aug um Auge, Zahn um Zahn. Nach diesem Grundsätze scheint der Leiter der Reichsdruckerei vorzugehen. In einigen Versammlungen wurden die Lohnsätze dieser Druckerei einer Kritik unterzogen. Die Kritik hatte Erfolg, für die Arbeiter trat eine Lohnerhöhung ein, nur einer erhielt keine Aufbesserung, dafür aber etwas anderes, die Entlassung. Und das war der Redner in der letzten Versammlung. Die Verwaltung erkannte durch die von ihr bewilligte Erhöhung selbst an, daß der

frühere Lohn ein zu niedriger war, der Arbeiter aber, der dieselbe Thatsache öffentlich besprach, wurde gemäßregelt. Wer schweigt, stimmt zu und erklärt sich als zufriedengestellt; wer aufmuckt und die Wahrheit sagt, wird hinausgeschleudert.

Er muß ins Parlament. Die Nationalliberalen thun es nicht anders. Sie wissen sich nicht mehr zu raten und zu helfen. Die Geldkassen sind in Gefahr. Der Ansturm der Sozialdemokraten wird immer heftiger. Nicht einmal ein fetter Marschbauer imponirt ihnen mehr. O Zeiten, o Sitten. Also Triarier vor! Hoch Bismard, der Allerretter. Im 19. hannoverschen Weiskreis haben sie ihn aufgestellt und hoffen ihn durchzubringen. Und die bösen Sozialisten? Die denken sich zweierlei. Schön wärs, wenn Bismard durchfällt, lustiger, wenn er gewählt wird. Sizen jovie! Kraut- und Schlotjunfer im Reichstag, so kann auch noch der Kraut- und Schlotjunfer Oberster darin sizen. Wenigstens ist die ganze Gesellschaft fein beisammen. Alsdann, man los.

Die amtlichen Untersuchungen über die Verhältnisse der Handweber im Regierungsbezirk Breslau haben nach der schlesischen Zeitung ergeben, daß ein akuter Nothstand nicht vorhanden ist. Wir haben in einer der vorletzten Nummern die Lohnsätze der Weber angeführt, wie sie der gewiß unverdächtige Zeuge Pastor Klein erhoben. Ob Leute, welche 25—75 Pfennige den Tag verdienen, der Hunger weniger peinigt, wenn man ihnen sagt, sie lebten in keinem akuten Nothstand, lassen wir dahin gestellt. Es könnte ja einer kommen und sagen: Noth leidet nur der, welcher nichts hat. Die Leute verdienen aber doch wenigstens 25 Pfennige. Wenig ist mehr als nichts. Also kann von einem Nothstand gar keine Rede sein, eher von einer relativen Wohlhabenheit.

Den Freisinnigen ist bei der letzten Abstimmung im Reichstag das Herz wieder tapfer in die Wadenstrümpfe gefallen. In der Kommission hatten sie den Bau zweier Panzerfahrzeuge mannesmüthig abgelehnt. Dann kam ein parlamentarischer Diner, und nun stimmten 31 Mannen der Heldenschaar für Rückverweisung derselben Post an die Kommission. Jetzt ist die Bewilligung der Kriegsschiffe natürlich so gut wie sicher. Was ein richtiger Freisinniger ist, muß Lebensart besitzen. Er darf kein verstocktes Herz zeigen, wenn man ihm gut zuredet, muß er sich erweichen lassen. Dann, aber auch nur dann geht vielleicht der Traum seines Lebens in Erfüllung, er sieht sich bei Kerzenglanz als Besitzer seidener Kniehöschen durch weite Hallen stolziren.

Argentinien steht vor den Konkurs, Brasilien wird in kurzer Zeit nachfolgen. Die bekannten und unbekanntenen Pländerer der Staatskassen und Bluteigel am Volkskörper erfreuen sich einer blühenden Gesundheit und verzehren mit Ruhe und gegegneter Verdauung die Früchte ihrer Arbeit.

In Sachsen hat das Denunziantenthum so überhand genommen, daß es selbst den Behörden schon zu toll wird. Der Stadtrath von Tremen im Vogtland hat öffentlich erklärt, daß anonyme Anzeigen keine Berücksichtigung mehr finden.

Bei den österreichischen Reichsrathswahlen haben die Sozialdemokraten auf dem Lande und in den kleinen Städten verhältnismäßig mehr Stimmen erhalten, als in Wien. Es kommt dies daher, weil in den Kleinstädten so manche unserer Genossen Besitzer kleiner Häuschen und in Folge dessen stimmberechtigt sind, während dies in Wien natürlich ein Ding der Unmöglichkeit ist. Pernertstorfer wurde wiedergewählt, Dr. Kronawetter ist unterlegen. Letzterer ist Kleinbürger durch und durch, rechnete aber, solange er Abgeordneter war, der Polizei alljährlich das Sündenregister vor, welches sie den Arbeitern gegenüber auf dem Gewissen hatte.

In Wien wurden Luthers Tischreden konfisziert, in Nürnberg die Zeitschrift der Freireligiösen. Der Redakteur der Magdeburger „Volksstimme“ erhielt sechs Monat Gefängniß wegen Abdruck des „Weberliedes“ von

Heine, das in allen Ausgaben steht. In Halle wurde Dr. Böckel, der Prediger der Freien Gemeinde in Magdeburg, wegen Gotteslästerung mit sechs Monaten Gefängnis bestraft; das Urteil nennt ihn „einen gemeingefährlichen Menschen“. Kommentar überflüssig. Nur das eine wollen wir bemerken: Es ist uns manchmal als lebten wir wieder im Jahre 1879.

Im Reichstage hatte es der Abgeordnete Bebel „für gut befunden“, die Soldatensoldaten und die Selbstmorde in der Armee zur Sprache zu bringen. Darauf wurde ihm geantwortet, das beruhe darauf, daß wir in Deutschland verschiedene Stämme und Rassen haben. Nun kennen wir allerdings deutsche Stämme, welche fast tagtäglich „Knödel“ oder „Spätzle“ essen, während andere Eisbein mit Sauerkraut und dicke Erbsen oder Kartoffel mit Schmorfleisch vorziehen, auch Liebhaber von „Federweihen“ und „Nordhäuser“ sind uns bekannt, aber seinen Stamm wissen wir zu nennen, dessen Mitglieder sich so mir nichts, dir nichts, frisch, fromm, frei, mit Lust und Liebe ums Leben brachten. Kann uns einer unserer Leser vielleicht vom Gegenteil überzeugen, eventuell, wo liegen die betreffenden Wohnsitze?

Im Abgeordnetenhaus wurde die Regierung von einem Nationalliberalen — ein helles Wunder — interpelliert, ob es wahr sei, daß ein Staatsmann aus dem Welfenfonds größere Summen zu Gunsten eines Verwandten entnommen habe. — Die Regierung schwieg. Schweigen ist auch eine Antwort.

Die Grabstätte der Märzgefallenen im Friedrichshain befindet sich in einem schmuckvollen Zustande. Die Denksteine und -Mäler sind vermodert oder verrostet und eingesenken, die Inschriften verwischt. Die Stadt Berlin, die so viele Tausende frei hat, wenn es gilt Feste zu feiern und Gastereien zu veranstalten, würde doch wohl die paar Mark noch aufzubringen vermögen, welche nötig sind, um hier etwas Würdiges zu schaffen. Wir glauben das deutsche Bürgertum hätte alle Ursache, der Vorkämpfer des Sturmjahres sich dankbar zu erinnern. Hätten jene nicht ihr Leben hingeworfen, wer weiß, ob heute in dem Maße die Bäuche sich blähten und die Gefächter sich rundeten. —

Der preussische Unterrichtsminister Goshler ist gegangen und der Generalfeldmarschall aller Schwarzen katholischer Konfession, Windhorst, ist gestorben. Der Minister war einer von der Art, von welchen zwölf ein Duzend machen und fünfzehn eine Mandel. Sein Rücktritt war nichts weniger als ein freiwilliger; er selbst sagt, er sei gegangen, „weil die politischen Verhältnisse sich in jüngster Zeit so gestaltet hätten, daß er befürchtete, unter Umständen eine Last und ein Hemmnis bei den Maßnahmen der Regierung zu sein.“ Seltsam, der Mann, der Goshlers Rücktritt erzwang, starb wenige Tage nach dem Eintritt dieser Thatsache. In Windhorst verliert die deutsche Sozialdemokratie ihren schlauesten und geriebensten Widersacher, das Zentrum seinen einzigen Führer; es gleicht jetzt einem Körper ohne Kopf. Auch die schwächste Sache kann von einem talentierten Mann zeitweilig gehalten werden. An dem Zentrum wird sich jetzt gar bald zeigen, ob die Grundzüge, Ansichten, Ueberzeugungen, die es vertritt, eine Zukunft haben, oder ob nur das politische Geschick des toten Führers die Ursache war. Da ist die Sozialdemokratie in einer anderen Lage; hier verschwindet alles Persönliche vor den Forderungen einer sich entwickelnden Idee. Windhorst ist als armer Mann gestorben. Die Dotationen, die ihm seine Anhänger anboten, hat er stets zurückgewiesen. Diesen Charakterzug der Uneigennützigkeit wird auch der Arbeiter anerkennen, wenn auch eine ganze Welt zwischen seinen Ueberzeugungen und denjenigen des Toten liegt.

Die Konzentration des Kapitals macht Riesenschritte. Noch ist die Liquidation des Weltbankhauses Baring nicht durchgeführt und schon ist ein anderes großes Bankhaus Pleite gegangen; es ist die Société de Dépôts et de comptes courants in Paris. Die Leiter ließen sich gegen die Bestimmungen des Statuts in Spekulationen mit argentinischen Werten ein und verspielten das ganze Aktienkapital, auch den noch nicht eingezahlten Teil. Die Bank von Frankreich mußte einen Vorschuss von 60 Millionen Franken gewähren, damit nur die in der Bank hinterlegten Einlagen zurückgezahlt werden können. Ob wohl die geplünderten und gerupften Aktionäre auch heute noch der Ueberzeugung sind, daß unser Wirthschaftssystem das bestmögliche ist?

## Der Bismardiade zweiter Theil.

Hätte es nie können ahnen noch glauben,  
Daß mir Zeit und Umstände würden erlauben,  
Von Hieronimus Jobs einen zweiten Band  
Einem ehelichen Publikum zu machen bekannt.  
(Leben, Meinungen und Thaten  
von Hieronimus Jobs, dem Kandidaten.)

Ein paar Monate sind nun verlossen, seitdem der erste Band der Bismardiade abgeschlossen ist. Es folgte das vergnügte Intermezzo in Friedrichsruh — ein Nachtrag zum Schlußkapitel, bildete sich der gute deutsche Reichspublizist ein; aber „hätte es nie können ahnen noch glauben“, es folgt noch eine Fortsetzung!

Wie war es doch gewesen! Wie Schuppen war es von den blöden Augen sogar des Philisters gefallen, als Bismard nach seiner Absetzung selbst den ersten, authentischen Kommentar zu seinem Heldenliede geliefert hatte. Was die Intelligenzen unter seinen Gegnern, die Ultramontanen und Sozialdemokraten, immer schon behauptet hatten, mit einem Male war es alles klar geworden: die

grenzenlose Vächerlichkeit dieses Mannes, der mit einem Verstand von der mittelmäßigsten Mittelmäßigkeit den großen Staatsmann gespielt hatte, der mit einer Unwissenheit in sozialen Dingen, die sogar einem Richter Bedauern einflößte, eine Sozialreform anfang, mit den politischen Taschenspielerereien, die er einem Bonaparte sogar abgelautet hatte, große Politik trieb, und der nichts Eigenes hatte, nichts Eigenes als die preussische Brutalität.

Was hatte er denn gemacht? Er war Grundbesitzer; und da er ein sah, daß der Grundbesitzer gute Geschäfte macht, wenn man Hölle auf die Lebensmittel legt, oder ihre Einfuhr verbietet, so führte er die Lebensmittelzölle ein. Die anderen Grundbesitzer freuten sich; das war ihr Mann! War er nicht groß? Sorgte er nicht dafür, daß sie gute Geschäfte machten? Er war Großunternehmer, und da sah er ein, daß man durch Industriezölle dem Geschäft auf die Beine hilft, durch das Freizügigkeitsgesetz die nötige fluktuierende Arbeitermasse schafft, um immer billige Arbeitskräfte zu haben, durch Knechtung der Arbeiter ihnen die Möglichkeit nimmt, höhere Löhne zu erlangen, durch Zertrümmern der Reste der feudalen Wirthschaftsgeetze die Auffangung der Kleinbetriebe beschleunigt, durch Unterstützung des Börsenschwindels die Industrie treibhausartig fördert; und so gab er Sozialistengesetze und Freizügigkeitsgesetze, und alle anderen nötigen Gesetze. Und die Unternehmer machten gute Geschäfte und lobten ihn: ist er nicht ein großer Mann? Sorgt er nicht, daß wir gute Geschäfte machen?

Und er selbst machte gute Geschäfte, und obwohl er vorher ein armer Junker gewesen war, wurde er zu einem großen Millionär vor dem Herrn, dieser antike Charakter. Er war ein großer Mann! Er hatte entdeckt, worin die Größe eines Menschen besteht; sie besteht darin, daß er an keine idealistische Fiktionen glaubt, sondern den Geboten des „gesunden Menschenverstandes“ folgt, welche da sagen: Nimm, was du kriegen kannst. Was sind das für ideologische Narren, diese Leute, welche arm aus dem Amt gehen, in das sie hineingekommen sind! „Enrichissez vous!“ ruft der gesunde Menschenverstand; „was ich habe, das bin ich“, ruft der Mensch auf der Höhe des neunzehnten Jahrhunderts; und „Geld regiert die Welt“ steht geschrieben im „Katechismus der Realpolitik, oder die Kunst in 24 Stunden ein großer Staatsmann zu werden.“

Die Junker machten gute Geschäfte, die Bourgeois machten gute Geschäfte, Bismard machte gute Geschäfte — sie vertrugen sich also alle Drei sehr gut, sie waren ein Herz und eine Seele. Ein wunderbares Genie, dieser Bismard! Sind es nicht eigentlich drei feindliche Brüder, die er hier veröhnt hat? Sehen wir nicht in anderen Ländern und Zeiten, wie sie sich in den Haaren liegen, wie sich Aristokratie, Bourgeoisie und Staatsmacht um den Knochen beißen — und er, er hat sie veröhnt!

Und wie genial einfach war das Mittel! Er gab eben Jedem einen Knochen. Da war der Streit beigelegt.

Nur eins war bedenklich; wenn nun der Knochenlieferant ungeduldig wurde! Der Knochenlieferant war das Volk; das Volk mußte durch die Vernichtung des Kleinbesitzes arm gemacht werden, damit es in die Fabriken strömte und für die Bourgeois arbeitete; das Volk mußte seinen Speisezettel kleiner machen, damit die Junker theurer verkaufen konnten; das Volk mußte Steuern bezahlen, damit man den Junkern Geschenke machen konnte; das Volk mußte niedergehalten werden, damit die Bourgeoisie es ordentlich ausbeuten konnte. Wenn dieses geduldige, demüthige, harmlose Volk nun ungeduldig würde?

Aber Hieronimus Jobs hatte ein Mittel: den Knochen. Man warf ihm eben auch einen Knochen vor.

Freilich, woher nehmen und nicht stehlen? Wer sollte den Knochen liefern? Jobs wurde stutzig. Der Knochen fällt nicht vom Himmel; und weder Staatsmacht, noch Bourgeoisie, noch Aristokratie wollten Etwas geben für den guten Zweck.

Aber ein großer Mann findet immer Rath. Ist es kein wirklicher Knochen, so ist es ein Scheinknochen, ist es kein materieller, so ist es ein idealer. Und so fing er denn an mit der Sozialreform. Die Kleinbürger fielen theilweise hinein, aber die Arbeiter wandten ihm höhnisch den Rücken. Und schließlich wurde es doch zu offenkundig, daß die Sache nicht so weiter ging. Man mußte es anders versuchen, und Bismard mußte sich nach Friedrichsruh zurückziehen.

Das war der Bismardiade erster Theil. Es war klar: die Sache mußte anders gemacht werden. Dem Volk mußte wirklich Etwas geboten werden. Etwas eine genügende Arbeiterschutzgesetzgebung; oder Aufhebung der Zölle. Und der neue Kurs begann denn auch sofort das in Angriff zu nehmen. Die Folge war, daß Bourgeoisie und Junkerthum die Zähne zeigten, und daß zu dem Volk, das bisher der einzige Gegner gewesen war, noch die Gegnerschaft der herrschenden Klassen kam; nun war das Ding erst recht bedenklich.

Für diese Politik war es eben zu spät. Derartige Konzessionen würden zwar vom Volke mit Vergnügen angenommen; aber deshalb wird das Volk nach wie vor gegen die Regierung bleiben, und so ist der einzige Erfolg der, daß die herrschenden Klassen auch noch erbittert wurden, und die Regierung ganz allein steht.

Jetzt ist nur noch ein Ausweg: Rückkehr zu der alten Bismardiatischen Politik, welche wenigstens die Anhänglichkeit der herrschenden Klassen sichert. In der That ist sie ja eigentlich noch nicht verlassen, nur in den Absichten; die Regierung hat immer nur Versuche gemacht und sich sofort zurückgezogen, wenn sie den Widerstand

sah. In der That haben wir ja noch ganz das ancien régime. Nun, weshalb da nicht den Meister des ancien régime zurückrufen?

„Wie wenn im Sommer von schwülen Däften  
Ein Ungewitter entsteht in den Lüften,  
So geht vor dem Donner ordinär  
Erst ein gelindes Murmeln vorher,  
Gleichermaßen entstand unter den Leuten  
Erst ein Gemurmel von allen Seiten“  
Komm zurück, Otto, Dir ist alles vergeben!

## Heimstättenrecht.

II.

ss. Die Bourgeoisie gewahrt dem Auflösungsprozeß der feudalen Agrarkulturwirthschaft nur in seinen äußeren, gesellschaftlichen Begleiterscheinungen: der Mobilisation der ländlichen Bevölkerung, dem Absterben aller hergebrachten sozialen Verhältnisse. Mit Unruhe beobachtet sie die Ergebnisse der Statistik, welche das rapide Anwachsen der großen Städte, der westlichen Industriezentren und der Auswandererströme mit immer verblüffender Deutlichkeit der langsamen Entvölkerung des platten Landes entgegenstellen. Die zahllosen Arbeiterschaaaren, welche als „Sachseingänger“ und Saisonarbeiter zwischen den Latifundien aller Himmelsrichtungen pendeln, steigern das Unbehagen der herrschenden Klasse bis zur Nervosität.

Das von der Scholle losgelöste, vom in- und ausländischen Kapital hin- und hergeworfene ländliche Proletariat durch Errichtung von Heimstätten wieder festzujagen zu machen entspricht deshalb auch ganz der bürgerlichen Denkweise.

Die Sehnsuchtmachung wird freilich durch echt bürgerliche Raisonnements motiviert.

Wie tiefinnig ist nicht z. B. der Hinweis auf das geltende römische Recht, das alle sozialen Mißstände der Gegenwart verschulden soll, während es ja doch die Dinge nicht gemacht hat, sondern nur angenommen ist, weil es zu den Dingen paßt.

Ergötzlich wirken auch die Schilderungen, welche in himmlischen Berisprechungen geübte Pfaffen von dem herrlichen zukünftigen Heimstättenstaat entwerfen. Da hat jeder brave Arbeitsmann in Stadt und Land sein Häuschen, sein Gärtchen, sein Stüchchen Land, auf dem er Gemüse, Obst, Kartoffeln und sonstige Süssigkeiten baut, sein fettes Schwein, seine Ziege und womöglich zwei Kutschperde; am Abend, nach 14—18 stündigem Tagewerk (eine weitere Lederei nach der bekannten Melodie „Arbeit macht das Leben süß“), sitzt er sein Pfeifchen rauchend vor der Hausthür und plaudert mit seinem ebenso glücklichen Nachbarn von jener schrecklichen Zeit, als das Geipens der Sozialdemokratie durch die Welt zog und wer weiß was für Schrecken angerichtet hätte, wäre ihm nicht rechtzeitig die tapfere Heimstättenmännerchaar entgegen getreten.

Es giebt in der That noch naive und harmlose Leute. Die tägliche Arbeitszeit ist im landwirthschaftlichen Betriebe schon heute eine übermäßig lange; zu allen Bestell-, Ernte- und Saisonzeiten eine fast übermenschliche; nach der Gründung von Heimstätten, die den Arbeiter noch hundertmal abhängig machen, als er heute schon ist, würde der Arbeitstag noch weiter wachsen; wo aber bleibt dann dem Tagelöhner noch Zeit zur Kultur seines eigenen kleinen Besitzthums?

Genug, die Sache ist nicht so schlimm. Aus solchen ideologischen Beweggründen werden Arbeiterheimstätten nie errichtet werden: es wird Alles beim Alten bleiben, trotz der Reden, Broschüren und Agitationen, denn über großsprecherische Verheißungen und Pläne ist die bürgerliche Sozialreform noch nie hinausgekommen. Nein, es sind sehr materialistische Motive, die hier in Frage kommen.

Der Großbeiß, von dem die Arbeiterheimstättenbewegung eigentlich ausgeht, ist gleichzeitig auch der zielbewussteste Vertreter des kapitalistischen Prinzips in der Ackerbauproduktion; da muß es auf den ersten Blick wundernehmen, daß er die Selbstmachung seiner Arbeitskräfte ernstlich erwägt, doch wird uns dies begreiflich werden, wenn wir im Auge behalten, daß die landwirthschaftliche Waarenerzeugung sich vorläufig noch in einem Durchgangsstadium befindet, das seinen feudalen Charakter noch nicht ganz abgestreift hat und so mit der kapitalistischen Theorie praktisch unaufhörlich in Kollision kommt.

Wir erwähnten schon, daß mit der Herrschaft des Kapitalismus der Agrarkulturbetrieb eine vollständige Umgestaltung auch in Bezug auf die Bewirthschaftungssysteme erfuhr. Mit der Aufnahme der intensiven und unter Zuhilfenahme aller technischen und wissenschaftlichen Hilfsmittel betriebenen Ackerbauproduktion stieg gleichzeitig die Nachfrage nach Arbeitskräften, auch wurde der Schwerpunkt der agrarischen Produktion mehr und mehr in den kapitalkräftigeren Großbetrieben verlegt. Eine Verschiebung der ländlichen Arbeitermassen war die nächste Folge. Die großen Güter häuften beträchtliche Tagelöhnerchaaren an und zerstörten die bisherige Dislokation des Proletariats. Gleichzeitig aber hatte der auf Spekulation und nach Marktconjunktur arbeitende Großbetrieb schon der rationaler funktionirenden, ausländischen Lebensmittelkonkurrenz gegenüber auf Reduzierung und Beringerung der Arbeitslöhne zu sehen. Er mußte die Verallgemeinerung der bloßen Saisonarbeit anstreben, d. h. einen Betriebsmechanismus einführen, der eine Anziehung und Abstoßung der Lohnarbeiter nach Belieben

Julij. Die „Sachengängerei“ kam in Aufnahme; selbst das überschüssige städtische Proletariat begann in Gestalt von Erntearbeitern aus den Reihen der Besitzlosen der Landstraße zurückzuführen, während die heimischen Dorfgelöhner außerhalb der Saison in ländlichen oder nachbarlichen Industrien ein Unterkommen suchen mußten, in denen sie meist dann noch festgehalten wurden, wenn die Landwirtschaft ihrer wieder bedurfte.

Der moderne Ackerbaubetrieb verwickelte sich auf diese Weise in folgenden Widerspruch: Auf der einen Seite erfordert die neue, intensive Wirtschaftsmethode zu ge- wissen (Bestell-, Ernte- u.) Zeiten ein Mehr an Arbeits- aufwendung, dem gegenüber sich die vorhandenen, durch die städtische, industrielle und ausländische Lohnkonkurrenz gelichteten Arbeitermassen als unzulänglich erweisen; es entsteht zeitweiser Arbeitermangel. Auf der anderen Seite wieder ist das landwirtschaftliche Kapital nicht in der Lage, seine Arbeitskräfte das ganze Jahr über lohnend zu verwerthen, es entsteht somit wieder zu gewissen Zeiten eine „überschüssige“ Tagelöhnerarmee, die, je mehr sie verarmt, und je weiter das Ueberhandnehmen der Saison- arbeit steigt, zum Fortzuge gezwungen wird.

Aus diesem fatalen Dilemma, der nothwendigen Folge der kapitalistisch ländlichen Produktion und des Lohn- systems im Besonderen, sucht sich der Grundbesitzer zwar durch die Maschinenanwendung herauszuziehen, bis heute jedoch mit noch geringem Erfolge.

Der Heimstättenantrag setzt, soweit er die Arbeiter- klasse betrifft, hier ein.

Das kapitalistische System, so kalkulieren die Befür- worter desselben, die Grundbesitzer, ist ebenso die Grund- lage unserer heutigen sozialen Machtstellung geworden, wie es einst die Klassenprivilegien unserer Ahnen waren. Auf dem Produktmarkt sehen wir das frische fröhliche Bauernlegen fort, indem wir, gestützt auf einen über- legenen, rationelleren Betrieb, den kleinen Produzenten unterbieten; Schutzzölle, Exportprämien und ähnliche Benefizien haben unsere Position selbst in ungünstigeren Geschäftslagen ganz angenehm gemacht und doch — es fehlt uns etwas. Die Ausbeutungsfreiheit unserer Lohn- klaven ist uns zwar vollkommen garantiert, und unsere Hungerlöhne beweisen auch, daß wir den richtigen Ge- brauch von dieser Freiheit zu machen verstehen; aber gerade dieses Zuviel des Ausnutzungswortes bedrückt uns. Nicht tagaus tagein verlangen wir von diesem Rechte Gebrauch zu machen, sondern nur dann, wenn wir es wünschen. Wir brauchen Arbeitskräfte zur Saison in beliebiger, stets zur Hand befindlicher Menge, ohne irgend welche Verpflichtungen für die übrige Zeit übernehmen zu müssen; der passive Widerstand des Fortwanderers aber muß ein Ende nehmen.

Wie jedoch? Durch eine neue Beschränkung der Freizügigkeit? Das geht nicht, denn wer durch keinen Besitz an die Scholle gefesselt ist, kann auch durch Ge- setzvorschriften nicht festgehalten werden. Andererseits müßten wir die ansässigen Schaaren auch ernähren, was wieder unseren Profiten nicht zu Gute käme. Was thun? — Das Mittel ist gefunden, wir gründen Heim- stätten. Wir siedeln unsere Tagelöhnerschaaren auf einem kleinen Besitzthum an, das zum Verhungern zu viel, zum Satten zu wenig abwirft, so daß sie auch weiter auf den Verkauf ihrer Arbeitskraft angewiesen bleiben und die soziale Frage, d. h. die soziale Frage unseres Geld- beutels, ist gelöst. Das ganze Jahr über essen dann die an die Scholle gebundenen Lohnklaven ihr eigenes, selbst- an gebautes und knapp bemessenes Brod, und während der Saison liefern wir ihnen, als Aequivalent ihrer Arbeit auf unseren Latifundien, das Salz dazu. Geben wir auf unseren Latifundien womöglich noch auf Kredit, den Leuten die Ackerparzelle und endlich noch auf Kredit, so sind sie uns erst recht mit Leib und Seele verkauft.

Ein netter Plan, ganz unserer Agrarier würdig, nur schade, daß er — ohne die kapitalistische Weltord- nung gemacht ist. Man kommt damit nicht nur um gerade soviel Jahrhunderte zu spät, als das kapitalistische System festen Fuß gefaßt hat, sondern auch die praktische Durchführung wird durch dasselbe System gerade im landwirtschaftlichen Betriebe zur absoluten Unmöglichkeit.

Zuerst, wo sollen die Millionen und Abermillionen besitzloser Tagelöhner das Geld zum Ankauf einer Heim- stätte hernehmen? Man wende nicht ein, die Leute werden ja Vesper durch Zahlung jährlicher, amortisir- barer Renten. Nur der faktische, wirkliche Eigentums- besitz kann die Massen dauernd fesseln, eine Art Pacht- system, das den Leuten außerdem zu einer unerträglichen Last werden müßte, kann dies nicht, es bedeutete nur eine neue Form der heutigen allgemeinen Schuldenknecht- schaft, in der unzählige, noch nicht vollkommen prole- tarierte Häusler und kleine Eigentümer schwachen. Zum mindesten müßte eine Anzahlung auf die Arbeiter- heimstätte geleistet werden, die als Kaution gegen etwaige Fortzugsgelüste eine Garantie böte. Das aber — so behaupten wir — ist bei der Bettelarmuth der heu- tigen ländlichen Proletariatschaaren ein Ding der Unmöglichkeit.

Oder will der Großgrundbesitz das Heimstättenland mit allem was dazu gehört, etwa seinen Leuten schenken? Soll den Expropriateuren von ehemals und heute vielleicht ein Theil ihrer Beute wieder abgenommen werden; gar der Staat etwa, wie zur Zeit in Polen, mit einem neuen 100 Millionen-Kredit die Kolonisierung in die Hand nehmen?

Der Großgrundbesitz, die Bourgeoisie und die steuer- zahlende Arbeiterklasse werden sich wechselseitig bedanken. Das private Hypothekenskapital wird sich erst recht hüten, Grundstücke zu belehnen, die nur eine mäßige und un-

sichere Rente abwerfen, außerdem auch nur bis zur Hälfte des Wertes belastet werden dürfen. Zugleich würde der Preis der betreffenden Grundstücke entweder so hoch steigen oder so tief sinken, daß das Hypothekenskapital, trotz der unbelaßbaren einen Hälfte, seine Rechnung finden würde. Der Heimstättenbesitzer wäre in jedem Falle der Neingefallene.

Doch weiteres Kopfzerbrechen ist auch hier über- flüssig, wenn wir einen letzten Blick auf die unabänderlich heranreisende und bereits herangereifte landwirtschaftliche Produktion werfen. Nicht, daß wir der deutschen Land- wirtschaft das Schicksal der englischen, dem ländlichen Proletariat seine vollständige Vertreibung durch Schaaf- heerden prophezeien wollten; obgleich Hunderte von An- zeichen auch diese Parallelen herausfordern, nein, was wir an der Hand der geltenden kapitalistischen Waaren- produktionsgesetze beweisen wollen, ist etwas anderes.

Der Kapitalist, ob Latifundienbesitzer oder Schlot- baron, kauft die Arbeitskraft nicht um die hungernde und frierende Menschheit etwa mit Getreide und Baum- wollegewebe zu versorgen, sondern um einen Mehrwerth aus ihr herauszupressen. Jenes ist ihm nur Mittel zum Zweck. Wie groß aber dieser Mehrwerth ist, das zu be- stimmen, hängt nicht von ihm, sondern von der kapita- listischen Gesellschaft ab, welche den Preis der einzelnen Erzeugnisse auf dem Waarenmarkte nach Maßgabe der hierbei gesellschaftlich nothwendigen, d. h. dem zeitweiligen Kulturzustande entsprechenden Arbeitszeit festsetzt. Der Kapitalist muß sich jenen Gesetzen fügen, dafür sorgt die freie Konkurrenz, wie sein Mehrwerthshunger. Er muß alle technischen, wissenschaftlichen und kulturellen Hilfs- mittel in seinen Dienst nehmen, und die nothwendige Arbeits- zeit unausgesetzt zu Gunsten des von ihm als Mehrwerth usurpirten Theiles des Arbeitstages verkürzen zu können. Auf die Landwirtschaft angewendet heißt das: erweiterte Anwendung von vervollkommener Maschinerie, Ver- allgemeinerung der Saisonarbeit bei wachsenden Arbeits- tagen und Ueberflüssigmachung von Arbeitskräften. Der Ackerbaubetrieb ist eben kein Produktionszweig, der sich auf die Dauer mit einer chinesischen Mauer gegen das Ausland abschließen kann. Die Schutzzölle, welche kul- turell zurückgebliebene Staaten den höher entwickelten Ländern gegenüber zur Anwendung bringen und nichts weiter als Prämien auf die Impotenz einer privilegierten Klasse sind, können nur auf kürzere Zeit aufrecht er- halten werden. Sie müssen fallen, sobald sie die De- generation des Volkes durch unzulängliche Lebenshaltung beschleunigen und die Existenz eines Klassenstaates gegen- über dem begünstigteren Nachbar in Frage stellen. Aber auch die kapitalistische Wirtschaft selbst sprengt alle Hindernisse auf dem Wege zum Weltmarkt. Das Vater- land des Kapitals kennt keine Grenzsteine, es ist inter- national. Und wie der kleine Produzent auf dem heimi- schen Markte unter der Ueberlegenheit des Groß- betriebes zusammenbricht, so fällt auf dem Weltmarkte heute der Sieg an diejenige Nation, welche das kapita- listische System am raffiniertesten durchführt. Will darum die deutsche Landwirtschaft den Wettlauf mit der ameri- kanischen aufnehmen, dann muß sie sich vor allen Dingen deren fortgeschrittenere Betriebstechnik zu eigen machen; dann darf sie aber nicht sechshunderttausend Heimstätten- Arbeiter, sondern jene leicht bewegliche Lohnarbeiterheere anwenden, die ununterbrochen zwischen Industrie und Landwirtschaft pendeln.

Wir gehen noch weiter. Schon heute würde die Einführung der auf amerikanischen Riesfarmen ver- wendeten Maschinen nicht nur den „Arbeitermangel“ be- seitigen, sondern eine ständige ländliche Reservearmee produzieren; aber ist die Entwicklung der Maschinerie schon abgeschlossen? Was sollte aus den ansässig ge- machten Tagelöhnern werden, wenn die Maschine ihre Arbeitskraft nicht nur billiger, wie das Salz zu ihrem Brode, sondern ganz unverkäuflich macht? Und während die Landwirtschaft diese Tendenz in immer greifbarer und offenkundigerer Weise verfolgt, da hängt ihr Heil plötzlich von der Errichtung von Heimstätten ab?

Oder ist jene Forderung nur ein Produkt der bürgerlichen Furcht; sieht man den Augenblick na- hen, wo das ländliche Proletariat dem in- dustriellen die Bruderhand reicht und die Klasse der Besitzlosen und Expropriierten an die Gründung der großen sozialistischen Heimstätte geht?

### Eine Milliarden-Liebesgabe.

M. M. Die Uebel, an welchen unsere Zeit krank, kommen bei der langsamen Methode, mit der die parla- mentarischen Verhandlungen vor sich gehen, nur bruch- stückweise zur Erkenntniß der Leidtragenden. Mit jedem neuen Stein, der von dem Bismarckschen Bau abgetragen wird, bringt neues Licht in die unermeßlichen Tiefen eines jähren Abgrundes, und je tiefer das Auge in diesen Ab- grund von Schlamm und Unrath hineinschauen kann, desto allgemeiner wird der Widerwille gegen die Ausbeutungs- wirtschaft, welche ein übermächtiger, egoistischer Mann zu Auf und Frommen seiner selbst und seiner junkerlichen Freunde während Jahrzehnte ins Werk setzte. Die Sünden, mit welchen eine kleine Interessengruppe im Lande ihr Konto belastet hat, sind so arg, der Mißbrauch der Macht so unerhört, daß ein Sturm der Entrüstung durch das Land gehen würde, wenn die ganze Summe des Sündenregisters offen zur Einsicht der betrogenen Mehr- heit des Volkes darläge. Die sozial-monarchische Gesetz- gebung, welche in der Absicht, den Augiasstall zu reinigen,

die Volksvertretung beschäftigt, geht um den Kern der Sache meist noch vorsichtig herum. Von herzhaftem Zu- greifen ist nirgends eine Spur zu entdecken. Da sind Interessen zu schonen, dort hat man zu beachten, daß die Begünstigten, welche zu Millionen die Geschenke des Volkes in ihre Taschen leiteten, nur ganz allmählich von den Staatsgeschenken „entwöhnt“ werden, kurz, die ein- gebrachten Gesegentwürfe sind weniger als Halbheiten, als winzige Bruchstücke, sie sind wenig mehr als Nichts. Daraus erklärt es sich, daß die Deffentlichkeit immer nur ein sehr geringes von dem Sündenregister erschaut, mit welchem die Agrarier Bucher trieben und fort treiben.

Will man in den Pfuhl von Verderbniß tiefer hinein- schauen, dann muß man sich nach anderen Quellen um- sehen, als sie die amtlichen Statistiken uns bieten. Erst dann wird dem Auge eine größere Sehfläche geboten, und dann erst kommt Klarheit in die Mißwirtschaft, welche der üppig emporgewucherte Protektionismus zum Verderben des Landes geführt hat.

Einen vollkommenen Beitrag zur Geschichte der Ausbeutung durch das Agrarierthum liefert uns das Werk des ehemaligen ungarischen Unterstaatssekretärs, Herrn von Matkovits „Die Zollpolitik Oesterreich- Ungarns und Deutschlands“, Leipzig, Dunder & Humblot.

Das Werk behandelt die Zollpolitik Deutschlands und Oesterreich-Ungarns in sehr detaillirter Weise, und sind die Daten derselben, weil in hervorragender amt- licher Stellung gesammelt, wohl die zuverlässigsten, die wir zur Zeit besitzen. Sie verdienen auch deshalb be- sonderes Vertrauen, weil sie im Gegensatz zu den büreau- kratischen Statistiken des „Statistischen Jahrbuchs“, die sich durch traffe Unwissenheit in allen geschäftlichen Dingen meist auszeichnen, in einer Weise zusammengestellt sind, die keinen Zweifel läßt, daß dem Verfasser langjährige Erfahrung zu Gebote steht, daß er den Geist der Sache und nicht allein den toten Buchstaben erfaßt hat.

Der Autor des Werkes „Die Zollpolitik“ berechnet also, daß die Preise für Weizen und Roggen in den Jahren 1880 bis 1884 bei 10 Mark Zoll am nur 5 Mark, in den Jahren 1885 bis 1887 bei einem Zoll von 30 M., um M. 20 und endlich in den Jahren 1888 und 1889 bei 50 M., Zoll um 35 M. vertheuert wur- den. Der Verfasser geht nicht von der Voraussetzung aus, daß die Getreidezölle einst, wie bei Einführung derselben von dem großen Ökonomen im Sachsenwalde behauptet wurde, dem Deutschen Getreide den Deutschen Markt gesichert haben, ohne dabei die Vertheuerung des Brot- korns zu veranlassen, sondern daß die ganze Volks- wirtschaft nur Nachteile von den Zöllen gehabt habe. Umfangreiche absolute und relative Preistabellen, auf welche einzugehen, uns der Raum nicht gestattet würde, beweisen das sonnenklar. Daraus geht hervor, daß die Anbaufläche für Getreide keine Vergrößerung erfahren, wohl aber der vom Auslande zu deckende Mehrbedarf gestiegen ist. Und weiter wird übersichtlich nachgewiesen, daß der Preis des Weizens durch den Zoll um  $\frac{2}{3}$  bis  $\frac{1}{2}$  des Zolles, Roggen um  $\frac{2}{3}$  bis  $\frac{1}{2}$  des Zolles theuert worden ist.

Welch enorme Summen dadurch einerseits und durch den Zollbetrag andererseits auf die Schultern der Konsum- enten gewälzt wurden, darüber klärt uns nachstehende Berechnung auf, die auf dem durch die Regierungs- statistik ermittelten Konsum von 164 Kg. Weizen und Roggen pro Kopf und Jahr beruht. Voraussetzung der Richtigkeit der Berechnung ist natürlich oben erwähnte statistische Feststellung für die Vertheuerung der Boden- produkte in den drei verschiedenen Zolletappen um die Sätze 5, 20 und 35 M. Wie der Verfasser zu diesem Resultat gekommen ist, das vermögen wir nicht aus seiner Schrift festzustellen. Es scheint uns, als wenn er darin etwas willkürlich verfahren ist, da sich dieser Nachweis selbst mit Zuhilfenahme der genauesten Sta- tistik sehr schwer erbringen läßt. Eher aber scheinen uns die Zahlen 5 und 20 M. bei einem Zoll von 10 und 30 M. zu niedrig als zu hoch gegriffen, da nach unseren Beobachtungen der Fall sehr häufig vorgekommen sein muß — namentlich in letzter Zeit — daß Weizen um mindestens 100% des Zollbetrages gesteigert worden ist. Im Allgemeinen aber können wir die uns gegebenen Daten als Norm anerkennen, wenn dieselben auch offen- kundig zu niedrig gegriffen sind.

Die Berechnung ergibt:

Jahr	Bevölkerung	Konsum an Roggen und Weizen Tonnen	Zoll von Roggen und Weizen Mark	Preisdifferenz in Folge der Zollerhöhung Mark
1880	44 564 000	7 308 496	9 171 160	36 542 480
1881	44 894 000	7 350 616	9 374 030	36 753 080
1882	45 187 000	7 410 668	12 557 060	37 053 410
1883	45 480 000	7 458 720	11 838 830	37 293 600
1884	45 799 000	7 511 016	14 263 420	37 555 530
1885	46 165 000	7 571 060	33 322 260	151 421 200
1886	46 559 000	7 635 676	17 648 640	152 713 520
1887	46 991 000	7 706 624	35 573 040	154 139 480
1888	47 460 000	7 783 440	49 128 900	272 420 400
1889	47 934 000	7 861 176	78 810 400	275 140 160

Summa 271 688 640 | 1 191 023 890

In den zehn Jahren des Bestehens der Kornzölle hat das konsumierende Volk nach dieser Berechnung 1191 Millionen Mark mehr für sein Brod ausgege- ben, als es ohne die künstliche Vertheuerung nöthig ge- habt haben würde, und da die Berechnung nur bis 1889 geht, so beträgt die Summe jetzt schon mehr als eine Milliarde.

Der Staat hat an Zöllen empfangen: 271 Millionen 688 Tausend Mark, während der Rest von etwas über

919 Millionen in die Taschen der Latifundienbesitzer geflossen ist.

Im Jahre vor der Zollwirthschaft, im Jahre 1879, hätte das Volk für seinen Getreidebedarf weniger als 3. B. im Jahre 1889 beim jetzigen Stand der Zölle zu zahlen gehabt: 275 Millionen Mark. Davon nimmt der Staat nur 78 Millionen als Zollgebühr ein, während die Großgrundbesitzer um die restlichen 197 Millionen Mark im Jahre 1889 das Volk übers Ohr hauen konnten. Das ist ein riesiges Geschenk, und wir begreifen wohl, daß die Empfänger des Milliarden-Almosens sich mit aller Macht gegen die Beseitigung der Zollgesetze wahren. Es ist interessant zu beobachten, wie die reichen Grundbesitzer an den Dotationen hängen, die ihnen von Staatswegen, nicht einmalig als Geschenke, sondern durch wirtschaftliche Einrichtungen zu dauernden Danaergaben gemacht wurden. Wer sie empfängt, der kann sie nicht mehr missen, weil die ganze Existenz damit auf eine unnatürliche Basis gestellt worden ist. Würde der Zollschutz beseitigt, dann träten in den Besitzverhältnissen umfassende Verschiebungen ein, welche für manchen Grundbesitzer allerdings eine in Frage-Stellung der Existenz sein würden. Das aber könnte für eine zielbewußte Regierung kein Hinderungsgrund sein, eine in so hohem Maße schädliche Einrichtung zu Gunsten einer Anzahl reicher Grundbesitzer zu beseitigen, da der bedürftige Theil des Volkes mit seinem Blute, mit seiner Kraft, mit seiner Gesundheit die Zölle bezahlt, von denen sich eine Hand voll Latifundienbesitzer mähtet.

Daß die Getreidezölle eine Blutsteuer im wahren Sinne des Wortes sind, das haben wir in vorvoriger Nummer der Verl. V. Trib. an einer Statistik über die Brotpreise in Berlin gezeigt. Hätten diese Zölle der Volkswirtschaft irgend einen Segen gebracht, wie bei ihrer Einführung von den Verehrern derselben betont wurde, dann würde zwar die Verwerflichkeit der Getreidezölle nicht minder klar, aber doch wenigstens der Schein für ihre Berechtigung vorhanden sein. Doch nichts von alledem ist in Wirklichkeit eingetreten. Weder ist der nationale Zweck der Zölle, die Produktion der Cerealien so zu fördern, daß eine Einfuhr fremdländischer Getreides entbehrlich gemacht werde, erreicht worden, noch hat der Handel mit Getreide den versprochenen Aufschwung genommen. Im Gegentheil hat der Zoll die Ausfuhr d. h. den Handel mit dem Auslande sowohl in inländischem wie fremdem Getreide nahezu vernichtet, was den Verfall der Ost- und Westpreussischen Häfen zur Folge hatte.

## Die wirtschaftlichen Krisen und ihre Folgen.

E. S. Die Berichte über die wirtschaftlichen Ergebnisse des Jahres 1890 lauten, soweit sie nicht tendenziös zu Spekulationszwecken entstellt sind, übereinstimmend dahin, daß die Geschäftsthätigkeit in Handel und Gewerbe in empfindlicher Weise nachgelassen hat. Eine Befristung findet diese Annahme in den Neuherungen der amtlichen Vertretungskörperschaften von Handel und Industrie, den Handelskammern; und daran ist gar nicht mehr zu zweifeln, daß die industrielle Thätigkeit im ersten Viertel des vergangenen Jahres ihren Gipfelpunkt überschritten hat und wir uns gegenwärtig in der Periode absteigender Konjunktur befinden, die mit einer Krisis endigt. Welche Entwicklung diese Krisis in der nächsten Zukunft nehmen wird, ob sie allmählig die krankhaften Stoffe des Produktionsprozesses abstößt und dadurch langsam zu einer Wiedergenehung des wirtschaftlichen Lebens hinführt oder ob sie gleich einem reinigenden Gewitterregen den wirtschaftlichen Säuberungsprozess unter Krach und Katastrophen beschleunigen wird, läßt sich heute zwar noch nicht voraussagen, eines aber erscheint sicher: daß die industrielle Krisis durch das Uebermaß der Finanz-Operationen an allen Börsenplätzen Europas und Americas erheblich verschärft werden wird.

Der wirtschaftliche Niedergang einer Epoche macht sich zuerst im Handelsgewerbe bemerkbar. Die Aufgabe des Handels, als der Vermittler zwischen dem Erzeuger und dem Verbraucher der Waare, ist es, den Umlauf der wirtschaftlichen Güter zu regeln, für jederzeitigen ununterbrochenen Absatz derselben zu sorgen, um die Produktion von Neuem zu entspannen. Die Verringerung des Absatzes der Gesamtheit der erzeugten Waare auf dem heimischen wie ausländischen Märkten ist ein Beweis, daß die Konsumfähigkeit der Bevölkerung nicht mehr gleichen Schritt mit der Ausdehnung der Produktion halten kann, ohne welche Gleichmäßigkeit aber eine Störung des wirtschaftlichen Organismus eintreten muß. Alle wirtschaftlichen Güter haben vornehmlich den Zweck zu erfüllen, dem Verbrauch in irgend einer Gestalt zu dienen. Wo sie denselben widerrechtlich entzogen werden, ist der Grund zu der schleichenden Krankheit des Wirtschaftskörpers gelegt.

Der Mangel an Absatz treibt die gewerblichen Unternehmer zu einer Einschränkung des Betriebes und zieht in nothwendiger Folge das Handels- wie Verkehrsgewerbe in Mitleidenschaft. Dadurch verlieren andererseits Hunderttausende von Arbeitern und sonstigen Salarierten vollständig den Unterhalt, was die Konsumfähigkeit ferner herabdrückt und die Krisis zuspizt.

Die moderne, auf dem Prinzip des privatkapitalistischen Großbetriebes beruhende Produktionsweise kennt keinen regelmäßigen Verlauf des Wirtschaftslebens. Im ewigen Wechsel, fast mit der Regelmäßigkeit des Chro-

nometers, folgen sich industrielle Hochfluth und Krisis. Wir können diesen Gang bis an das Ende des vorigen Jahrhunderts zurückverfolgen, wo England, in der industriellen wie finanziellen Entwicklung den übrigen Kulturländern weit voraus, bereits seine erste Krisis zu verzeichnen hatte. Es folgen dann die Krisen von 1815 und 25, welche gleichfalls auf England beschränkt blieben. Die nächste Krisis im Jahre 1847 dehnte sich schon auf den ganzen Kontinent aus und zehn Jahre später finden wir eine Wiederholung, wobei sogar Amerika erfaßt wurde. Noch in aller Erinnerung wird ferner der große Krach von 1873 sein.

Ohne daß es eines weiteren Beweises bedürfte, würde sich schon an der Hand der geschichtlichen Thatfachen erkennen lassen, daß die Katastrophe einem integrirenden Bestandteil des gegenwärtigen Wirtschaftssystems bilden. Ihre Entstehungsursachen sind oft genug Gegenstand eingehender Prüfung durch Praktiker und Theoretiker gewesen, jedoch ist es bisher trotz der tiefstnigsten Grübeleien den bürgerlichen Nationalökonomien nicht gelungen, auch nur annähernd plausible Gründe anzuführen. Man hilft sich über die Schwierigkeiten einfach mit der Erklärung hinweg, daß die sogenannte Ueberzeugungsproduktion die Krisen verschulde; als wenn eine Ueberzeugungsproduktion unter einer Wirtschaftsordnung stattfinden könnte, wo Millionen von Menschen, welche an der Herstellung der Güter thätig mitgewirkt haben, noch das Allernothwendigste entbehren! Man könnte nach Onkel Bräsig's Manier noch hinzufügen: Und die Ueberzeugungsproduktion kommt zu der allgemeinen Pauvrete um den circulus vitiosus zu schließen.

Es ist eben nicht die eingebildete Ueberproduktion, sondern das gewaltsame Zurückdrängen des Verbrauchs des Gros der Bevölkerung, welches den wirtschaftlichen Produktionsprozess in Unordnung bringt. Die Beschränkung der Konsumtionskraft der großen Massen wird herbei geführt zu Gunsten der Besitzer der Produktionsmittel einmal durch Anwendung der denselben inwohnenden ökonomischen Gewalt, alsdann durch die wirtschaftspolitischen Zustände des In- und Auslandes, welche letzteres für sich allein, zwar keine Krisis hervorrufen jedoch den eingetretenen Rückgang in ein beschleunigteres Tempo versetzen können.

Die Wirtschaftspolitik ist also nur von sekundärer Bedeutung und nicht, wie die bürgerliche Nationalökonomie annimmt, die Ursachen der „Ueberzeugungsproduktion“. Unter, den Verbrauch der großen Massen, auf den es nach unseren weiteren Darlegungen hauptsächlich ankommt, schädigende wirtschaftspolitische Maßnahmen sind in erster Reihe die deutschen Schutzzölle zu erwähnen. Es liegt auf der Hand, daß durch eine Vertheuerung der Lebensmittel und der nothwendigsten gewerblichen Gegenstände des allgemeinen Konsums sich verringern muß, weil, wie wir dies noch weiter unten anführen werden, der durch diese Wirtschaftspolitik geförderte Mehrerwerb der privilegierten Klassen nicht zu konsumtiven Zwecken verwandt wird. Es sind ferner in Deutschland, durch die Schutzpolitik begünstigt, die Kartelle der Großindustrie entstanden, welche es sich zur Aufgabe gesetzt haben, einerseits die Preise ihrer Fabrikate unverhältnismäßig hoch, andererseits die Löhne der Arbeiter niedrig zu halten. Es kommt außerdem hinzu, daß durch ein verkehrtes Steuersystem 406 Zuckerraffinerien und ein Paar hundert Brantweinproduzenten der Bevölkerung einen Tribut von je 31 und 50 Millionen Mark jährlich auferlegen dürfen, um welche Beträge abermals der Inlandskonsum geschwächt wird. Das im Inlande verloren gegangene Absatzgebiet muß im Auslande wieder gefunden werden. Herrscht dort indessen der gleiche wirtschaftliche Nothstand oder verschließt sich das Ausland durch hohe Zollmanern, wie es im vorigen Jahre Nordamerika gethan hat, dem Eindringen der deutschen Erzeugnisse, so muß schlechterdings die latente Wunde am Wirtschaftskörper eher aufbrechen.

Alle diese Erscheinungen tragen zwar redlich zur Verschlechterung der Verhältnisse bei, ihre Beseitigung würde aber nichtsdestoweniger auf die eigentliche Entstehung der Krisen einflusslos bleiben. Halten wir zunächst daran fest, daß Produktion und Konsumtion stets im Einklang stehen müssen und untersuchen wir, ob in dem gegebenen Produktionssystem diese Bedingung aufrecht erhalten werden kann. Die allgemeinen Fundamentalsätze über die Gütervertheilung lehren, daß die erschaffenen Produkte bezw. deren Geldeswerthe in einseitig festgestellter Weise unter den beiden an der Produktion interessirten Faktoren: auf der einen Seite die Unternehmer, auf der andern die Arbeiter und sonstigen Salarierten aufgestellt werden. Das heißt nichts anderes als daß nach Abzug der behufs Ermöglichung des Produktionsprozesses geleisteten Vorschüsse an Löhnen, Rohmaterialien, der Unternehmer obendrein einen Gewinn, den ökonomischen Profit, aus der gemeinsamen Produktionsthätigkeit erzielt. Je größer nun diese Profite in Folge der zunehmenden Kapitalkonzentration in weniger Händen werden, und geringer die Antheile der Arbeiter an dem gemeinschaftlichen Produkt bezw. dessen Werth ausfallen, desto mehr wirtschaftliche Güter bleiben übrig, denen es an Verbrauchern mangelt, obwohl die Fähigkeit und Lust zur Konsumtion noch bei Millionen von arbeitenden Menschen nicht befriedigt sind.

Die Profite der industriellen und landwirtschaftlichen Unternehmer, erzeugt durch ihre ökonomische Gewalt innerhalb der privatkapitalistischen Produktionsordnung und vermehrt durch die wirtschaftspolitische Bezeugung, durch Privilegien, Monopol und Steuerbe-

günstigungen, ferner die Renten und Ersparnisse anderer Kapitalisten dienen zum bei weitaus größten Betrage nicht konsumtiven Zwecken, sondern werden akkumuliert, um als neues Kapital die Ausdehnung der Produktion, über die durch die Volksvermehrung nothwendig gemachte Erweiterung hinaus, schrankenlos zu fördern. Der Ansporn hierzu ist die Vermehrung des Profits und die Wirkung — daß der Absatz ins Stocken geräth, weil für die Masse der disponiblen Güter das Gros der Bevölkerung keine Gegenwerthe mehr zu bieten hat. Der Fehler des gegenwärtigen Produktionssystems, indem es die willkürlichste Auftheilung der erzeugten Güter zuläßt, potenzirt sich also mit jeder Erweiterung der Produktion. Die Profite, in Gestalt der verfügbaren Güter und im Besitze der Unternehmer wie Kapitalisten, wachsen in geometrischer Progression, während die Summe der Löhne und Saläre der großen Bevölkerungsmassen, die als Gegenwerth zur Aufnahme der ersteren zu dienen hat, nur in arithmetischer Progression sich vergrößert.

Was die Ausdehnung der Produktion in den Zeiten der wirtschaftlichen Prosperität anbetrifft, so zeigt sie sich nicht nur in der Erweiterung der gewerblichen Anlagen der Einzelunternehmer, sondern auch in erweiterten Maßstab in der Neugründung und Kapitalvermehrung der Aktiengesellschaften. Ueberhaupt wird in der Epoche der aufsteigenden Konjunktur die Spekulation nach jeder Richtung hin entflammt, denn die angesammelten Profite, Renten und Ersparnisse, angelockt durch die Rentabilität der industriellen und Handelsunternehmungen, suchen darin eine lukrative Anlage. Man täuscht sich in solchen Zeiten über die Marktlage hinweg, man hat nur die zu erzielenden Gewinne im Auge, ohne zu bedenken, daß der Verbrauch auf die Dauer nicht nachzulassen vermag und erleichtert durch die willige Hingabe von Kapital die unsolidesten Gründungen und Spekulationen. Der allgemeine Taumel darf indessen nicht überraschen. Ist es doch das Prinzip der privatkapitalistischen Produktionsweise, à tout prix zu kapitalisiren und nach Herzenslust draußlos zu produziren in dem Wahne, daß sich die Profite vermehren könnten wie der Sand am Meere. Bei der unüberfichtlichen Art, in der der Güterumlauf gegenwärtig vor sich geht, muß auch nothwendigerweise jeder Produzent über die Aufnahmefähigkeit seines Absatzgebietes in Unkenntniß bleiben. Es fehlt die Kontrolle, welche bei dem Mangel einer direkten Verbindung zwischen Produzent und Konsument um so schwerer in's Gewicht fällt. Diesen Mangel weiß der spekulative Handel geschickt auszunützen, indem er zu Zeiten große Massen von Waaren auf dem Marke entfernt, sie aber den Konsumenten in der Absicht vorenthält, die Preise zu steigern. Die Produzenten schließen nun aus den Preiserhöhungen auf einen vermehrten Verbrauch und geben ihrer Fabrikation einen größeren Umfang, so daß das Quantum der nicht untergebrachten Waaren immer mehr anwächst.

Von bestimmenden Einfluß auf die Entwicklung der Wirtschaftsverhältnisse ist sodann die Agiotage in Aktien und anderen Werthpapieren, welche sich an den Börsen entwickelt. Die Besitzer der angesammelten Profite, Renten und Ersparnisse — vulgo in ihrer Zusammenfassung „Ersparnisse“ genannt — wolle einen Theil derselben, den sie nicht zur Ausdehnung des eigenen Geschäftsbetriebes gebrauchen, in Aktien der industriellen und Handelsunternehmungen anlegen. Die Nachfrage übersteigt das vorhandene Material, wodurch die Preise der Aktien, also die Antheilscheine an den betreffenden Unternehmungen, zu schwindelhafter Höhe hinaufgetrieben werden und damit der wirkliche Werth der Unternehmung dreiviertel- oder mehrfach bezahlt wird. In der Periode des Kapitalüberflusses wird ferner den Staaten, öffentlichen Korporationen und Gesellschaften, besonders denjenigen, welche hohe Zinsen versprechen, ein unbeschränkter Kredit gewährt, ihre Schuldverschreibungen werden oft über den Nominalpreis hinaus gekauft. Stellen diese Schuldner später die Zinszahlungen ein, so geräth der gesammte Kapital- und Geldmarkt in Verwirrung, ein Beispiel, das erst kürzlich an Argentinien und an der Londoner Haute-Finance beobachtet war.

Die beim Herannahen einer wirtschaftlichen Krisis zur Thatsache gewordene Absatzstochung führt zunächst zu einer Einschränkung der Produktion, im weiteren Verlaufe aber zu einer Herabsetzung des allgemeinen Preisniveaus der Waaren und damit auch zu unberechenbaren Verlusten für diejenigen Unternehmer, welche den Kredit in ausgedehntem Maße in Anspruch genommen haben. Durch das Zurückgehen der Ertragnisse oder gar durch vorübergehende Ertragslosigkeit der industriellen, Handels-, Bank- und Eisenbahn-Unternehmen sinken natürlich auch deren Aktien rapide im Kurse. Die Aktienbesitzer, gedrängt durch die Verhältnisse, müssen ihr theuer erworbenes Verhältniß zu jedem beliebigen Preise los schlagen. Das Schwinden des Vertrauens in der Handelswelt, die Kreditentziehung seitens der selbst hart bedrängten Banken bewirken einen Zusammenbruch aller nicht genügend kapitalkräftigen Unternehmungen. Dabei hat das vorhandene Kapital an wirtschaftlichen Gütern in seinem Umfang keine Veränderung erlitten, es ist aber durch glückliche Spekulationen aus den Händen vieler Besitzer in die Hände Weniger übergegangen. Die Wirkung einer jeden wirtschaftlichen Krisis ist daher die Kapitalkonzentration.

Daß die Vereinigung der Kapitalien in immer weniger Händen das beste Agitationsmittel für den Sozialismus ist, sollten endlich auch unsere Gegner einsehen lernen.

## Aus Ovid's Metamorphosen.

Es sieht ein Schneider ein Gewand  
Für eine Majestät,  
Und wie er's hält in seiner Hand  
Und in den Falten späht:  
O Wunder, Wunder! Was schaut heraus?  
Eine Laus, eine Laus, eine königliche Laus.

Der Schneider häuft vor Freund' empor,  
Sieht sie mit Wohlmut an,  
Und holt ein Messer flugs hervor,  
Und ach! Was macht er dann?  
O Wunder, Wunder! Er spaltet sie,  
Espaltet sie, spaltet sie, dieses königliche Vieh.

Die eine Hälfte bleibt mit  
Von dieser Königtät,  
Es fließt so viel Blut in ihr,  
Ein Fürst noch wird wohl d'taus.  
O Wunder, Wunder! er speist sie geschwind,  
Und er wird, und er wird, wied' ein fürnehm Fürstentum.

Da fragen die Gefellen ihn:  
„Was aber kriegen wir?“  
„Die andre Hälfte ist euch verlich'n,  
Das ist genug für vier;  
O Wunder, Wunder, aus der halben Laus  
kommen noch, kommen fünfzehnmal Götzen wohl heraus.“

Der Lehrling sieht sich alles an:  
„Herr Meister, sagt mir jetzt,  
Hier, leh' ich, kriegt ja jedermann,  
Was krieg' ich denn zuletzt?“  
„O lade, lade das Messer rein,  
Und du wirst, und du wirst, ein rechter Edelmann noch sein.“  
Hoffmann von Fallersleben.

(Nachdruck verboten.)

## Die Nihilistenjagd

### oder: Wie ein wirklicher Geheimer Rath Prügel bekommt.

Von Sächsedrin, Aus dem Russischen von Paul Styczinski.  
(1. Fortsetzung.)

Pardon. Es gab ja eine Zeit, wo auch ich mich zum Liberalismus bekannte; wundere Dich nicht, geneigter Leser, und sieh mich nicht so groß an: ja, es gab eine Zeit, wo ich Deine Bestrebungen, Deine Ansichten theilte! Ich war nicht bloß ein Liberaler aus Liebhaberei, sondern war sogar mit einigen berühmten Vertretern des Liberalismus (die leider jetzt schon gestorben sind!) nahe bekannt. Wir bildeten damals einen kleinen Verein, dessen Mitglieder aufs engste mit einander befreundet waren und hatten alle einen Wahlspruch: „Das Gute, das Schöne, das Wahre“.

Wir verstanden es, nicht nur zu reden, sondern auch lebhaft zu empfinden. Der Kampf der Romantik mit dem Klassizismus, die neuen philosophischen Systeme, — Hegel, Gogol, George Sand, — alles das begeisterte uns. Die Ideen des Jahres 1848 revolutionierten auch unsere Gemüther. Freilich fühlten wir uns nicht so sehr durch ihr Wesen, als vielmehr durch ihre Großartigkeit, ihre Humanität angezogen. „Alca jacta est“, „la grandeur d'âme est à l'ordre du jour“ sprachen wir laut und unerschrocken Lamartine nach, dem Abgott der damaligen jungen Generation.

Auf welche Art und Weise bin ich dann wieder zu einem so loyalen Bürger geworden, der keine einzige polizeiwidrige Ansicht mehr hat?

Um . . . Das war sehr komisch, . . . das ging sehr merkwürdig zu.

Es kam eine Minute, eine einzige Minute, wo urplötzlich, wie aus unterirdischen Höhlen ein paar junge Leute mit langen Haaren und schabigen Kleidern hervortraten und zu beweisen begannen, daß „das Gute, das Schöne, das Wahre“ nur leere Worte seien, die erst dann etwas bedeuten könnten, wenn man ihnen einen Inhalt gäbe.

„Was verstehen Sie z. B. unter dem Worte „das Gute?“ — fragten uns diese Menschen. Sie fragten so frech, so unverschämt, so selbstbewußt, daß wir uns schrecklich beleidigt fühlten.

Trotzdem waren wir so freundlich, zu antworten. (Notabene: wir hätten auch ebenso gut die Antwort verweigern können!)

Ich erinnere mich sehr gut, daß ich damals zum ersten Mal ernstlich verlegen und roth wurde: bis dahin war mir alles so sonnenklar, so unsireitig richtig vorgekommen, und da verlangt so ein schäbiger Mensch, daß man mit ihm darüber disputiere!

„Das Gute?“ — jagten wir. — Fühlen wir denn nicht alle, was das Gute ist? Dieses Gefühl ist uns angeboren. Man braucht dieses Wort nur auszusprechen, um in uns die edelste Begeisterung wachzurufen! Schon die Frage allein erfüllt uns mit Grauen.

So sprachen wir und triumphierten im Innern, denn wir glaubten, die Antwort nicht schuldig geblieben zu sein.

„Nun, und was weiter?“ — fragten die frechen Menschen.

„Wenn wir in den schweren Momenten unseres

Lebens Trost suchen, — führen wir fort, — wo finden wir ihn? Doch nur in den großen Ideen des Guten, Schönen und Wahren! . . . Sagt Euch auch das noch nicht, welche Bedeutung, welche Macht diese Worte besitzen?

Wir schwiegen wieder und erwarteten, die Angreifer würden beschämt die Waffen strecken. . . Sie antworteten aber nichts, sondern lächelten ironisch, kalt, unbarmherzig. Da begriff ich, daß dieses Lächeln das Lächeln des „Regierens“ war, und knirschte damals zum ersten Male: „Diese Schweinehunde!“

So ging es dann weiter. . . Dem „Regieren“ folgte die „Verachtung der Autoritäten“ auf dem Fuße, dann kam der „Atheismus“ dann die „Attentate auf das Eigenthumsrecht“ u. s. w. u. s. w. Da fühlte ich, wie mir die Schuppen von den Augen fielen, da fühlte ich, daß meine Zeit gekommen.

Manchmal lege ich mir die Frage vor, was wohl Granowski\*) von mir denken würde, wenn er noch lebte? Wäre ich wohl noch immer sein Freund? Ich verstehe sehr wohl, daß diese Frage an und für sich unsinnig ist, sie beschäftigte mich aber sehr oft, — namentlich in der ersten Zeit meiner Amtstätigkeit, als ich die ersten Erfolge als Polizeibeamter zu verzeichnen hatte. Ich legte die Frage sogar Menschen vor, die ich zur Lösung derselben für kompetent hielt. Viele antworteten ausweichend: sagten weder „nein“, noch „ja“ — bis sich zuletzt ein Hallunke fand, der mir diese Worte, — ich möchte fast sagen, — in's Gesicht spudte:

— Sie?! Sie, — ein Freund des Granowski? Sie! . . . Er würde Sie am Kragen fassen und die Treppe hinunterwerfen, wenn Sie wagten, zu ihm zu gehen!

Dieser Schweinehund!

Wir wurden in „Sektionen“ getheilt und abkommandirt. Es war schon spät am Abend. „Er“ saß am Tisch und las ein Buch. Seine Lebensgefährtin und Theilnehmerin an seiner geschäftigen Thätigkeit schlief schon. Als wir schellten, öffnete er uns selbst die Thür. „Er“ war weder erschrocken noch sah er entrüstet aus. Er wunderte sich nur sehr und suchte zu begreifen. . . Endlich begriff er, was uns zu ihm führte.

Meine erste Sorge war natürlich, mich des Buches zu bemächtigen.

Das Buch handelte über Physiologie.

— Ja, ja — mein Herr, — diese verfluchten Bücher sind es, die Sie zu allen Verbrechen treiben! — sagte ich. Ich weiß nicht mehr, wie das geschah, aber ich erinnere mich, daß ich plötzlich das Buch auf den Boden warf und es wüthend mit den Füßen zu treten begann.

„Er“ sah neugierig und gleichsam mitleidig meiner Thätigkeit zu, protestirte aber mit keinem Wort gegen dieselbe.

In der Thür, die in's zweite Zimmer führte, erschien das blasse erschrockene Gesicht eines jungen Frauenzimmers.

— Wer ist das? — fragte ich und deutete auf sie.

— Das ist . . . meine Frau.

— Unterem Fliederbusch, — beim Klappern der Stöße\*\*) fand die Hochzeit statt? Ja?

— Entschuldigen Sie! Ich kann doch nicht mehr wissen, als ich weiß. Wollen Sie sich vielleicht deutlicher ausdrücken?

— Sie leben mit ihr in ungesetzlicher Ehe? Ja? in der verruchten, ungesetzlichen Ehe? . . . schrie ich, alle Fassung verlierend.

— Ah, so! Jetzt verstehe ich. Jawohl in ungesetzlicher Ehe.

— So, Madame, bitte, nehmen Sie das Schriftstück hier entgegen!

„Sie“ kleidete sich an und kam zu uns.

Offenbar verstand sie noch nicht, worum es sich handelte.

— Nun, nimm doch, — sagte er.

Aber sie konnte sich immer noch nicht entschließen, die Urkunde zu nehmen und sah uns alle der Reihe nach fragend an: „ihn“, mich, meine Kollegen. . . Plötzlich vergerrte sich ihr Gesicht vor Schreck und Entsetzen. . . Sie begriff, warum es sich handelte. . . Und was stellte sich heraus? Sie war die Tochter eines wirklichen geheimen Rathes, ein bedauernswerthes Opfer des Nihilismus! . . .

Mar—r—sch!

Es war noch später, und „er“ schlief schon. Wir zogen einige Male kräftig am Schellenzuge, mußten aber lange am Treppenaufgang warten, bis die Thür geöffnet wurde. In dem Zimmer schalt jemand laut, rannte auf und ab und schien garnicht an's Aufmachen der Thür zu denken.

\*) Ein russischer Professor, der zusammen mit dem Kritiker und Publizisten Bjalinski die russische Jugend im liberalen Sinne erzog. Anm. d. Uebers.

\*\*) Ein russisches geflügeltes Wort aus alten Volksliedern.

— „Wo habe ich nur meine Strümpfe! drang zu uns „seine“ Stimme hinüber.

Endlich hatte er die Strümpfe gefunden. Die Thür ging auf. . . „Er“ erkannte uns sofort, war aber nicht im entferntesten erstaunt, er empfing sogar die Gäste mit einer gewissen freimüthigen Unbefangenheit.

Er war, wie es sich später herausstellte, ein „Veteran.“

Ah! Da hätten wir ja Gäste! — jagte er ziemlich lustig: — sind vielleicht auch alte Bekannte darunter? Nein? Schade! Na, es macht ja aber einem auch Vergnügen, mit neuen Menschen bekannt zu werden. . . Marie, sieh auf! Wir haben Besuch bekommen!

„Er“ war offenbar ein lustiger Bruder und sogar in gewissem Sinne ein Ledermaul. In dem Kabinett standen auf einem Tische die Ueberreste eines ziemlich reichlichen Abendmahls. Ich sah gebratenen Schinken, Käse, ein Stück Pirog; einige Weinflaschen standen in der Ecke, eine zur Hälfte geleerte kleine Schnapskaraffe reizte meinen Appetit.

— Meine Herren, vielleicht essen Sie etwas! — sagte er lustig auf den Schinken deutend: — bei mir waren vor ungefähr einer Stunde Freunde zu Besuch; etwas ist noch zurückgeblieben. Unterdes ziehe ich mich an: ich werde Sie ja wohl begleiten müssen, oder vielmehr: Sie werden mich begleiten? Nicht wahr?

— Ganz recht! — erwiderte ich, durch seine Launseligkeit bezaubert und konnte mich nicht enthalten, zu denken: „Ach, wie gut wäre es doch, wenn alle so wären, wie er: — gastfreundlich, lieb, redselig!“

Es passierte mir damals das erste und letzte mal, daß ich mit gebratenem Schinken traktirt wurde.

Ich hatte schon geglaubt, daß „sie“ garnicht essen und trinken, — und da entfaltet sich vor meinen Augen das Bild wohlbehaglichen Familienlebens, wie in einem Adelshofe auf dem Lande! . . . Ich war tief ergriffen.

Was hatte nur diesen Menschen in den Abgrund des Nihilismus zu stürzen vermocht!

Das war mir einfach unergründlich!

Wir leisteten der Einladung des freundlichen Wirthes Folge und merkten garnicht, wie schnell und angenehm uns die Zeit in der Gesellschaft dieses lieben Mannes verging.

Wir unterhielten uns über alles: über Sozialismus, über Kommunismus, aber ohne uns zu erhitzen, ohne zu streiten, mit augenscheinlicher Genugthuung. Nur ein einziges Mal sah ich mich gezwungen, in ziemlich strengem Tone meine Meinung kundzugeben und zwar aus Anlaß jener Marie, die er gleich bei unserem Erscheinen geweckt hatte, und die uns jetzt mit ausgeglichener Höflichkeit mit den Ueberresten des Pirog\*) bewirthete.

— Sagen Sie mal: wie kommt . . . diese Person . . . in ihr Haus? — fragte ich ihn.

— Ah . . . das ist meine Frau! . . . Sie haben vielleicht den Auftrag, das Schlafzimmer zu durchsuchen? Bitte geniren Sie sich garnicht; ich will Sie selbst hinein-führen und Ihnen alles zeigen.

— Nein, einstweilen ist das noch nicht nöthig. . .

Um . . . Sie sagen: „meine Frau“ . . . Wie meinen Sie das? — fügte ich hinzu und warf ihn einen verschmitzten, spöttischen Blick zu. — „Unterem Fliederbusch, beim Klapp“ . . .

— Wenn Sie darunter die Ehe verstehen. . .

Ich ließ ihn jedoch nicht zu Ende sprechen.

— Mein Herr, was nehmen Sie sich heraus? — rief ich streng, um ihn fählen zu lassen, daß meine Höflichkeit ihm noch nicht das Recht giebt, frech zu sein.

Nachdem wir geessen und getrunken hatten, zeigte er uns selbst alles. In der ganzen Wohnung war kein einziges Buch, kein einziger Papierstreifen, das ärgerte mich zulezt.

— Sie wundern sich, daß Sie keine Bücher und Papiere bei mir finden. — beeilte er sich, mir zu erklären, da er in meinem Gesicht irgend eine unwillkürliche Zudung bemerkt haben mochte. — Sie werden das begreifen, wenn ich Ihnen erzähle, daß ich vom Jahre 1848 an alle Augenblicke ähnlichen Besuchen, wie heute der Ihre ausgelegt bin. Durch Uebung wird man Meister.

Offen gestanden hätte mich in jedem andern Falle eine solche Vorsicht tief betrübt und gekränkt, diesmal aber freute ich mich sogar über sie: so sehr hatte ich unsern lieben, gastfreundlichen und jedenfalls nicht aus eigener Schuld in den Dreck der nihilistischen Irrlehren hineingezogenen Wirth lieb gewonnen.

Unter dem Eindruck dieses Gefühls wurde es mir ganz weich um's Herz.

— Zürnen Sie mir nicht, Pawel Pawlowitsch (so hieß „er“ mit Vor- und Nachnamen), — sagte ich; — ich erachte es aber für meine Pflicht, Ihnen zu gestehen, daß ich mich selten so wohl gefühlt habe, wie in Ihrer lieben Gesellschaft.

— Warum sollte ich Ihnen deshalb zürnen?

— Ja . . . Gott . . . sehen Sie . . . ich habe die Verpflichtung . . . so zu sagen, die heilige Pflicht . . .

. . . Mich mitzunehmen? Na, das thut ja nichts!

\*) Eine Art Fleischkuchen.

Ich sagte Ihnen ja sofort, daß ich jederzeit bereit bin, Ihnen zu folgen.

— Nun ja, mein Herr! Seien Sie aber überzeugt, daß ich alles thun werde, was in meiner Macht steht, um Ihnen zu helfen. Ich werde dem General . . .

— Ich glaube Ihre Protektion wird mir wenig nützen. In solchen Sachen haben Sie ja wenig mitzusprechen.

Da merkte ich erst, daß ihm mein Besuch doch nicht so angenehm war, wie ich Anfangs annahm.

Mar—r—sch!

(Fortf. folgt.)

### Das Elend in London.

Wieder bringt ein bürgerliches Blatt, die „Köln. Ztg.“ eine Schilderung des furchtbaren Elends in Whitechapel. Natürlich ist die Schilderung vom Bourgeoisstandpunkt verfaßt, von dem aus das Elend als selbst verschuldet und der Unglückliche als Lump dasticht. Aber unsere Leser werden zwischen den Zeilen die grauenhafte Wahrheit finden, welche der Schriftsteller nicht gewagt hat, auszusprechen.

Hier folgt der Artikel.

„Westlich von der City dehnt sich in einer Wolke von Zwiebelduft und sonstigen Gerüchen ein dichtbevölkerter Stadttheil aus, der dem Durchschnittsbritten unbekannter ist, als die afrikanischen Seen und Stanley's Urwald. „Haben Sie Whitechapel besucht?“ Klingt ungefähr wie: „Haben Sie eine Nordpolfahrt mitgemacht?“ von Zeit zu Zeit wird dieser Stadttheil von den Bewohnern des Westens neu entdeckt, so als die Wohnungsfrage des „verworfenen“ Londons zu fashionablen Ausforschungszügen reizte; so jängt bei den Frauenmorden. Man kommt, man sieht, man riecht, man staunt und — vergißt, und vielleicht nicht mit Unrecht; leidet doch hier der tröstliche Glaube an die bloße Erträglichkeit des menschlichen Daseins Schiffbruch. Auf kleinem Raume häuft sich dort mehr Elend, Schmutz und Verthierung, als in allen deutschen Fürstenthümern zusammen. „Giebt es einen Gott, so muß es ein schlechter Gott sein!“ rief einst ein durchaus nicht religionsfeindlicher Betrachter beim Anblicke dieser europäischen Hölle aus. Dem Laster fehlt hier der Reiz, der Trunksucht der Durst, der Armuth die Hoffnung.

Ein Menschen-Maelstrom: das ist das zutreffendste Bild von Whitechapel und seiner Umgebung. Von allen Punkten der Welt, von England, Irland, dem Festlande, von Amerika und Asien leuchten hier endlose Einwanderungsmengen an, ergießen sich die Themse hinauf vor London Bridge durch die Docks in das Ostende und schleßen in den Schlund von Whitechapel hinein. Dort staut sich die brandende Menschenwoge an der wohnungslosen City, wirbelt und strudelt und wird wieder ausgespien: und was dann dem Trichter entrinnt, sucht sich am Uferlande festzusetzen, zertheilt sich in den Straßenverästelungen der benachbarten Quartiere. In Whitechapel selbst ist kein Weibchen; es fehlt der Ellbogenraum. Auf jeden Quadratfuß kommt fast ein menschliches Wesen, und wie stark auch der Ansturm von außen sein mag, die Einwohnerzahl ist kaum mehr steigerungsfähig. Von 1871 bis 1881 schmolz sie von 76573 auf 71363, trotz des Geburtenüberschusses von 2507 über die Sterbefälle; der Rückstuf des Maelstroms schwemmte sie hinweg. Seitdem langten Schaaren des auserwählten Volkes zu Tausenden aus Rußland und Polen an: mit der unvergleichlichen Zähigkeit ihrer Rasse widerstanden sie, wie die Muscheln am Schiffskiel, dem Wogenpralle; heute hat Whitechapel seine frühere Einwohnerzahl wieder.

Mitten durch den ganzen Bezirk zieht sich in nordöstlicher Richtung Whitechapel Road, mit der Abzweigung der Commercial Road nach den West India Docks zu. Was Regent Street für das Westende, das ist, und noch mehr, Whitechapel Road für das Ostende. Die Hauptstadt besitzt keine gewaltigeren Straße; es fehlen nur noch Bäume und Kaffeehäuser mit Sigen auf den breiten Bürgersteigen, und die Boulevards Pariser Stils wären geschaffen. Der Road ist der Lichtpunkt im Dasein des Ostens; „gehen wir nach dem Road“ ist der Feiertagsausdruck. Es winken Theater, Musikhallen und zumal die Pennyshow mit dem Grenellkabinett, dem Kraftkünstler und dem fetten Riesenweib; über die Kunststeine breiten sich auf Nachtischen bewegliche Märkte aus von Schmuckeln und Früchten und Trödelkränzen, und in der grellen Beleuchtung von Steinöl- und Gasflammen wird Abends das Schauspiel für die Enterbten zu einem Paradiese und figelt die Einbildungskraft der Landbevölkerung, die aus elenden Dörfern nach den Docks gezogen ist; der Juden aus Osteuropa; der Eingeborenen, die eben aus der schmutzigen Enge ihrer Hinterzimmer aufgetaucht sind; der Diebe und Langerer, die im Gedränge die Taschen ausplündern. Indessen ist Whitechapel Road mit seiner rohen Pracht nur das mächtige Rückgrat zu einem erbärmlichen Rippenwerk, eine große Theaterdecoration in einer verfallenen und modrigen Scheune. Ein Gang in einer Seitenstraße, und der Zauber schwindet; Schmutz, Gestank und Roth überall. Und merkwürdigerweise trägt jedes Quartier sein eigenes, scharf gezeichnetes Sammerantli. Vor zwei Jahren erschien hier ein Buch „East London“, herausgegeben von Charles Booth, ein wunderbares, musterhaftes Werk, aufgebaut auf zahllosen statistischen Erhebungen und persönlichen Beobachtungen, realistischer und fesselnder als ein Zola'scher Roman. Was das Ostende birgt, ist hier abgetheilt und eingefächert: die barbarische Aufregung in Whitechapel mit seiner Judenbevölke-

runge; die verjüngende Armuth von St. Georges in the East, die Raosen-Atmosphäre von Stepney und Wapping, das Handwerkerleben in Bethnal Green, die verschämte Anständigkeit von Hoxton. Die Schatten in diesen Bildern überwiegen und die spärlichen Lichtstreifen sind fast wie der Londoner Nebel. Wie sich das Leben in Whitechapel abspielt — die jüngsten Frauenmorde geben darüber bereiten Aufschluß. Frances Cole, das letzte Opfer des geheimnißvollen Mörders, arbeitete zeitweilig als Etiquettenaufkleberin, daher die Hornhaut der Fingerknöchel, ein wichtiges Hilfsmittel zur Feststellung ihrer Persönlichkeit; ging dann auf die Straße, schwankte von Kneipe zu Kneipe und schlief Nachts im Logirhaus, wenn ihr einige Pence übrig blieben. Ihr angeblicher Mörder, Tom Saddle, begann als Dockschreiber, verband sich dann als Matrose und Heizer, verheirathete sich aus Zufall, verließ seine Frau, schleifte seine Dirne durch Wirths- und Logirhäuser, und wenn der Lohn auf die Reige gegangen, schaute er nach neuer Beschäftigung aus. Das ist so ziemlich der Lebenslauf vieler Whitechapelvögel.

In mehrere dieser Logirhäuser habe ich hineingehaut; die Verdammten in der Hölle mögen so untergebracht sein.

Allen gemeinsam ist als „gesellschaftlicher“ Mittelpunkt, die Küche; dort versammelt man sich, ist man, macht Toilette, und was für eine Toilette! Auf dem schmierigen, sägemehlbestreuten Fußboden tummelt sich eine des Elends unbewußte Brut von Kagen und quietschenden Minssteinkindern, zwischen Töpfen und Blechgeschirren auf Bänken und Stühlen verschlafen unheimliche Gesellen ihren Schnapsdrausch und vor dem offenen Feuer tanschen Weiber, wahre Lumpengehalten, die wüste Straßenromantik ihres Daseins aus. Die Schlafzimmer sind dreierlei Art: für Männer, für Frauen, und für Paare; Ständesamt und Preisverlegen kommt bei letzteren nicht in Betracht. Dicht gedrängt steht Bett an Bett, nur durch schmale Zwischenräume getrennt, und in den bessern Häusern wenigstens tritt zwischen die Lagerstätten der „Verheiratheten“ eine spanische Wand. Der Aufseher und Rechnungsführer dieser Schlafstellen heißt „Deputy“ er — oder sie — nimmt Jeden auf, der vorauszahlt; und wenn den Spuren eines Verdächtigen nachgeforscht wird, steht die Aussage des Deputy obenan. In einem einzigen Distrikt von Whitechapel und Houndsditch zählt man 127 solcher Logirhäuser mit Unterkunft für 6000 Personen. Daneben giebt es eine Unmasse nicht eingeregelter Häuser; sie heißen Kookeries, Krähenester; allnächtlich lauern dort auf Treppen und Gängen ganze Schwärme von: Unglücklichen, die den vollen Schlafzins nicht aufbringen können. So taumelt im Ostende fast die Bevölkerung einer mittelgroßen Stadt obdachlos in den Straßen einher auf der Suche nach einer bloßen Schlafstelle. Selbst der schäbtere Theil der Bewohner gleicht den Zugvögeln, dem Fluglande. In Bethnal Green wechselten in einem Jahre von 1204 Familien 630 mit 1450 Kindern ihren Wohnsitz. Die Ursachen liegen nahe: ihr Sinn seufft sie nicht ans Haus, und wahrlich hat das Haus nichts Fesselndes für ihren Sinn. Das Ostende mag eine Million Einwohner zählen; darunter sind diejenigen noch lange nicht die unglücklichsten, die mit ihrer Familie ein einziges Zimmer für sich bewohnen und vor ihrem Fenster Hofraum genug besitzen, um die Wäsche zum Trocknen aufzuhängen. In solche langgestreckte Hofräume, Alleys, blickt man oft hinein wie in eine weißgeflaggte Straße; ein Kinnstein zieht sich mitten hindurch, bleichsüchtige Kinder treiben darin Kurzweil. Indessen schwindet, wie früher der Straßenraum, so jetzt der Hofraum immer mehr. Werkstätten werden hineingebaut, die sich an die Rückseite der anstoßenden Häuserreihe anlehnen. Uebrigens hat man mit den Krähenestern in den letzten zwanzig Jahren stark ausgeräumt. Bau- und Eisenbahngesellschaften haben eingegriffen, große Miethskasernen sind entstanden, wie die Brunswick-, Rothschild- und Peabody-Häuserblöcke, und recht hübsch schauen sie aus mit ihren nach der Straße zu offenen Treppen und Balkonen. Indessen der Lump hält's darin nicht aus, er haßt die Beaufsichtigung und die Ordnungs- und Reinlichkeitsvorschriften, und heute haufen in jenen Blöcken die Bessergestellten, die auch wo anders anständiges Unterkommen gefunden hätten. Gewerbmäßige Bettelci ist in Whitechapel ebenso unangebracht wie planmäßiger Müßiggang. Der Arme kann vom Armen nicht leben, und wer die Mittel zum Müßiggang besitzt, bleibt selten in Whitechapel. Dagegen wird dort schwer gearbeitet, und zwar, so seltsam es klingen mag, schwerer als irgendwo auf der Welt. Whitechapel mit seiner Umgebung ist einfach der größte Markt für die Stück-, Falls- und Schwigarbeit. Da sind zunächst die Docks mit ihren 10000 Arbeitern, von denen 3000 täglich frisch gebunden werden; die 1300 Schneiderwerkstätten; die Schuhfabriken mit 18000 Bediensteten; die Möbelgeschäfte mit 15000 Köpfen; die 76 Tabakfabriken; die 900 Seidenwebstühle; die vielen Wäschereien; die Anstalten zur Herstellung von Streichhölzchen, Streichholzstöcken, Pappschachteln, Pelzwerk, Conserven, Mützen und Bürsten. Es ist ein stattliches Industriegebiet, nur leider verunstaltet durch den abscheulichen Wettbewerb. Im Kampfe um die erbärmlichste Form des Daseins laufen sich alle den Rang ab; die 40000 Juden, die im letzten Jahrzehnt einwanderten und um wahren Hungerlohn sich verdingen; die Gelegenheitsarbeiter aus aller Herren Länder, denen es um den kleinste Augenblicksverdienst geht; die Wittwen und Frauen von Trunkenbolden — das Vorhandensein

einer solchen Klasse spricht mit tausend Zungen — sie nehmen sich Arbeit mit nach Hause; die Töchter armer Angestellten, die sich fürs Nadelgeld zum Putze jedes Opfer auflegen; Mädchen und Kinder überhaupt, die den Eltern als Raumeinnehmer im Wege stehen; sie alle verderben dem englischen Arbeiter das Geschäft und stehen dem Schwigherrn zu den niedrigsten Sägen zu Gebote. Wie viele bewerben sich um Hemden zur Fertigstellung, das Duzend zu 5, 3 und selbst zu 2 Pence (1 Pence gleich 12 Pfennig); mehr als zwei Duzend lassen sich an einem Tage nicht bewältigen und dabei haben sie noch die Omnibusfahrten zur Abholung und Ablieferung der Hemden beim Schwigherrn zu zahlen! Andere hocken zusammen in sogenannten Schwighöhlen, die Nachts als Schlafzimmer und bei Tage als Werkstätten dienen; 15 bis 18 Stunden, wenn es sich um Stücklohn handelt, weilen sie dort, meist bei Gaslicht; die herrliche Luft! Eine Besserung in diesen Zuständen ist wohl auf lange Zeit undurchführbar. Dem Regierungsaufseher, der mit dem englischen Fabrikgesetz in der Hand kommt, schlägt man leicht ein Schnippchen; aber gesetzt, er sorgte für besseres Licht und bessere Luft: was er nicht abstellen kann, ist der zigeunerhafte Charakter der Bevölkerung und die dadurch bedingte Vorliebe für die Gelegenheitsarbeit, als Abwechslung zwischen zwei Schnapsräuschen. Die Gelegenheitsarbeit ist eine der beiden großen Leittiere, welche den Abscham der Erde dem Ostende zuführen. An sie klammern sich, wie an den letzten Strohalm, der unverbessliche Langerer, der entlassene Trunkenbold, der ausgestohene Verbrecher, um das Leben in ihrer Weise, zwei Theile Müßiggang und grober Sinnenlust und ein Theil Arbeit zu fristen.“

### Bürgerliches Dynamit.

In dem Artikel über Trusts vor einigen Nummern berichteten wir über einen Versuch des Schnaps-Trusts, eine Brennerei, welche außerhalb steht, durch Dynamit in die Luft zu sprengen. Die Vertreter von Zucht und guter Sitte scheinen es in Amerika überhaupt etwas leicht zu nehmen, und während bei uns für die unverschämtesten Räubereien doch wenigstens der Schein gewahrt bleibt, geht man dort ganz offenerz zu Werke, gemäß dem Ausspruch eines großen Mannes, daß man manchmal das Zuchthaus mit dem Ärmel streifen müsse, um Millionär zu werden. Wir wollen den Herren Bourgeois ja darüber keine Predigten halten, denn das halten wir für geschmacklos; wir begnügen uns, nur die Dinge zu konstatieren, für etwaige Verwendung, wenn dieses Gesindel dem Proletariat vorwirft, daß die Kommune 1871 in ihrem Verzweiflungskampf gegen die Versailles-Truppen sogar Häuser, welche „Privateigenthum“ waren, angesteckt habe. Wir sparen uns solche Beschäftigungen auf, wenn dieses Pack uns vorwirft, wir sagten: „Eigenthum ist Diebstahl“. Was sagen sie denn? Ist bei Ihnen denn nicht umgekehrt Diebstahl Eigenthum?

Aber zur Sache! In den letzten amerikanischen Zeitungen, welche uns zugegangen sind, finden wir eine längere Notiz über dieses interessante Dynamitattentat. Wir lassen sie unverkürzt folgen:

„Die verzweifeltsten Versuche des Schnaps-Trusts, die Schuhfeldt'sche Destillation in Chicago durch Dynamit in die Luft zu sprengen, haben eigentlich ebensowenig Aufregung im Lande hervorgerufen, wie die zahlreichen prohibitionistischen Dynamit-Attentate gegen die Schankwirthschaften in Temperenz-Gegenden. (Auch eine schöne Gegend! Dynamitattentate im Namen der Religion und Mäßigkeit!)

Die herrschende Klasse ist gegen Dynamit nur dann empfindlich, wenn es zur Zerföderung der Vorrechte des Kapitals angewandt oder damit gedroht wird. In jedem anderen Falle aber verliert das Dynamit seinen Schrecken. Im Dienste des Großkapitals gegen einen isolirten Konkurrenten, erscheint der Explosivstoff nur als eine Waffe zur Entscheidung des Wettbewerbes, wie in der Hand der Prohibitionistischen „Saloon-Wrecker“ als ein Instrument Gottes.

Die Schuhfeldt'sche Brennerei gehört nicht zu dem vor ungefähr 4 Jahren mit einem Aktienkapital von 35000000 Doll. gegründeten Schnaps-Trust, und sie thut demselben mit ihrer Produktion von ungefähr 25000 Gallonen Schnaps täglich großen Abbruch. Bei jenen 35000000 Doll. Aktien sind nämlich nur 4000000 Doll. durch Besitzthätlich gedeckt, die übrigen 31000000 Doll. sind „Wasser“, das aber auch Zinsen und Dividenden tragen soll. Man kann sich daraus vorstellen, wie bedeutend das Interesse des Trusts sein muß, die Schuhfeldt'sche Brennerei aus dem Wege zu schaffen, die bis jetzt nur allein noch hinderlich ist, daß der Trust die Preise des Alkohols bedeutend erhöhen, und dadurch jenes Aktienwasser wirklich zinstragend machen kann. Wenn es nun also heißt, daß der Trust wieder ein Attentat auf die Schuhfeldt'sche Brennerei plante, so glaubt das Jeder von vornherein, und sich darüber entrüstet zu stellen, ist überflüssig.

Ähnliche Attentats-Versuche gegen Schuhfeldt's Establishment sind in den letzten zehn Jahren mehrfach unternommen worden, ohne daß die Behörden ernstlich einschritten; und auch diesmal wird den Betheiligten nicht viel passieren, da der Hauptangellagte bereits gegen 20000 Doll. Bürgschaft auf freien Fuß gesetzt ist.

Der Agent des Schnaps-Trusts, Gibson, war an einen Steuerbeamten, Dewar, welcher in Schuhfeldt's Destillation als amtlicher Kontrolleur zu thun hatte, mit dem An-

erbieten heranzutreten, ihm 100 Aktien des Trusts — also ein Vermögen von 100 000 Doll. — zu schenken, wenn er Schuhfeldt's Destillation in die Luft sprengen wollte. Der Beamte, Dewar, ging zum Schein auf die Offerte ein, benachrichtigte seine Vorgesetzten von dem Vorfall und ludte den Versucher in die Falle. Gibson gab dem Bundesbeamten Dewar den Explosivstoff, mit welchem die Schuhfeldt'sche Brennerei in die Luft gesprengt werden sollte, am 10. Januar, und er glaubte auch, den Beamten für die Ausführung des Verbrechens gewonnen zu haben. Da er aber längere Zeit nichts von einer Explosion hörte, wurde er ungeduldig und schrieb mehrere Briefe an Dewar. Letzterer erwiderte, daß er verschiedene Versuche gemacht habe, die Explosion zu Stande zu bringen, daß der flüssige Sprengstoff aber nicht losgegangen sei; Gibson solle nach Chicago kommen und neuen Sprengstoff mitbringen. Gibson ging in die Falle und langte am Mittwoch Morgen in Chicago an. Er wurde im Grand Pacific Hotel verhaftet und in seiner Reisetasche fand sich eine Flasche, welche den Sprengstoff enthielt, sowie 100 Antheilscheine des Whiskey-Trust, welche Dewar als Belohnung erhalten sollte. Die Hölle-Maschine besteht aus einer Blechanne, ähnlich einer Austernanne, aus welcher ein Theil eines Gewehrlaufes hervorsticht. Dieser ist mit Pulver gefüllt und mit einer stählernen Kugel verstopft. Um den Gewehrlauf herum sind mit Nitroglycerin getränkte Sägespäne gefüllt. Die Händlichkeit sollte auf die Sägespäne gegossen werden, worauf sich dann der Gewehrlauf entladen und die Kugel den Boden des Fasses, unter welches die Hölle-Maschine gestellt werden mußte, durchbohren würde. Der Inhalt des Fasses würde ausströmen, sich entzünden und rasch eine große Feuersbrunst verursachen.

Der Attentäter hätte, wenn er das Verbrechen ausführte, nicht rasch genug entkommen können und wäre in den Flammen umgekommen. Sowohl der Whiskey-Trust die Lohnzahlung der 100 Aktien ersparen und ein „Staatszeugniß“ des gedungenen Verbrechens verhindern.

### Ein gutes Geschäft.

Vor einigen Wochen ist der Bericht der auf Grund der Bill von 1881 eingesetzten irischen Landkommission erschienen, sowohl was die Festsetzung „gerechter“ Pachtzinsen, als auch was die mit ihrer Hilfe bewirkten Landkäufe von Seiten irischer Pächter anbetrifft. Diese irische Landbill war in ihrer Art eine der revolutionärsten gesetzgeberischen Maßregeln unserer Zeit. An Stelle der Regelung der Pachtzinsen durch das heilige Gesetz von Angebot und Nachfrage ließ sie ein Kollegium von Richtern treten, das auf Grund genauer Schätzung zu bestimmen hatte, ob und um wie viel der bisherige Pachtzins zu hoch und daher zu verringern sei. Und außerdem hat das Kollegium das Recht, denjenigen Pächtern, die das Land ankaufen wollen, das dazu erforderliche Geld aus dem — englischen — Staatsfiscal vorzuschießen. Vom Standpunkt der bürgerlichen Eigentumstheorie ist die erste Maßregel — Konfiskation, die zweite — Sozialismus. Aber was für eine Konfiskation, und was für ein Sozialismus! Eine Konfiskation, die dem Betroffenen die Taschen fällt, und ein Sozialismus, durch den der Dumme, der an die Ehrlichkeit seiner Ausbeuter geglaubt hat, doppelt geprellt wird.

Bis zum 21. August 1890 hat die Landkommission gerichtliche Renten festgesetzt und 258 764 Grundstücke, die ein Areal von zusammen 7 638 400 Acres Land, beinahe die Hälfte des angebauten Bodens von Irland, umfaßt. Die bisherige Rente dafür war 5 252 000 Pfund Sterling und sie ist von den Gerichtshöfen auf 4 170 000 Pfund Sterling, d. h. um rund 20 Prozent herabgesetzt worden. Da der Werth des Grundbesitzes in den letzten Jahren überhaupt gefallen ist, so wäre es absurd, wie es englische unionistische Blätter thun, zu sagen, daß diese 20 Prozent den irischen Pächtern geschenkt worden seien. Dieselben würden sie vielmehr doch sonst schwerlich, und jedenfalls nicht vollständig bezahlt haben oder auch nur haben zahlen können. Also diese Großmuth ist bereits von der Natur jener bekannten der französischen Junker in der Ballhausnacht, wo sie großzügig „schenkten“, was die „Beschenkt“ ihnen überhaupt schon genommen hatten.

Was den Landankauf anbetrifft, so sind seit dem Jahre 1885, wo die auf ihn bezügliche Gesetzgebung in Kraft trat, Anlehnungsgesuche zum Zweck desselben in der Höhe von zusammen 9 217 400 Pfund Sterling an die Kommission gestellt worden. 10 000 000 Pfund Sterling ist der Betrag, über welchen die Kommission insgesammt verfügen kann. Davon hat sie 7 307 000 Pfund Sterling bereits bewilligt, und von diesen 5 758 000 Pfund Sterling bereits tatsächlich ausbezahlt. Der Kaufpreis der Güter, zu deren Ankauf die Kommission jene 7 307 000 Pfund Sterling bewilligt hat, beträgt 7 410 000 Pfund Sterling, so daß die Käufer durchschnittlich noch nicht den fünfzigsten Theil des Kaufpreises aus ihrer Tasche zu erlegen hatten; den Rest streckte ihnen der Staat auf Kosten der Gesamtheit der Steuerzahler vor.

Dem Kauf wird die gerichtlich abgeschätzte Pachtsumme zu Grunde gelegt. Ursprünglich galt der 18 fache Betrag derselben als Kaufschilling, seitdem ist derselbe auf 17,6 (1887), 17 (1888), 16,4 (1889) der Pachtsumme gefallen und beträgt jetzt 16,7 derselben. Die

Abzahlung der zum Zwecke des Ankaufs bewilligten Darlehen (Amortisation und Verzinsung) ist auf 49 Jahre vertheilt. Wenn also, um es an einem Beispiel zu veranschaulichen, der Pächter eines Grundstückes zum abgeschätzten Pachtwerth von 100 Pfund Sterling daselbe anzukaufen wünscht, so zahlt er dem Verkäufer 1670 Pfund Sterling, die ihm die Kommission vorschießt. Er selbst hat aber diese Summe in Raten abzuführen.

Die Balfour'sche Landbill will nun das so begonnene Werk auf erweiterter Basis fortsetzen. Die Landlords, die Anfangs über Raub und Mord schrieen, weil sie das feine Geschäft, das sie bei der Sache machten, garnicht merken, haben nämlich an dem Landankauf ebenfalls Geschmack gefunden. Statt sich mit den Pächtern fernerhin herumzuringeln zu müssen, und in der Erwartung zu leben, daß ihre Güter von Jahr zu Jahr mehr entwerthet werden, kriegen sie sofort bares Geld, und sobald sie nur davor geschätzt sind, zu billig verkaufen zu müssen, ist alles andere schön und gut. Dem sieht denn auch wirklich die Balfour'sche Landbill vor. Mit dem Geld, das sie bekommen, kaufen sie sich Land in Amerika an und machen jetzt den Besitzern ihrer früheren irischen Güter Konkurrenz. Die Grundrente in Amerika ist aber im Steigen begriffen, die in Europa im Fallen; das heißt: nach zwanzig Jahren werden die Ländereien in Irland weniger wert sein, wie jetzt, die in Amerika mehr werth. Unter der humansten Form von der Welt haben also die englischen Adeligen ihren Ausgezogenen noch das letzte von Blut ausgezogen; denn sie werden für ihre Güter mehr geben müssen, als sie werth sind, wobei sie natürlich bankrott werden; da sie nicht alles bezahlen werden, so wird der Staat, das ist der englische Arbeiter, der das Geld vorgeschossen hat, hineinfallen; und sie beziehen die schönsten Reuten aus Amerika.

Ein feines Geschäft!

### Schleßisches Himmelreich.

Aus der Grafschaft Olav wird der „Schleßischen Volkszeitung“ Folgendes geschrieben: „Für das Tausend „Schwedenschahteln“ wird von den Fabrikanten der Preis von 60 Pf. bezahlt; sind dieselben „bezeichnet“, mit Seilseils versehen, 70 Pf. Spahn und Papier wird von der Fabrik geliefert, den Kleister müssen die Arbeiter selbst besorgen; sie brauchen für 2000 Schachteln 1 Pfd. Gerstenmehl zu 19 Pf. Wenn die Schachteln nicht fehlerfrei sind, was nicht immer in der Schuld der Arbeit liegt, sondern oft am Material, z. B. zu stark angefeuchteter Spahn, wodurch das blaue Papier rötlich gefärbt wird, so wird die Waare als unbrauchbar verworfen und die fleißigen Hände haben umsonst gearbeitet; ein Ausschlag von einigen Hundert (bis 800) ist ein herber Verlust. Wie viel Schachteln werden von einer Person in einer Woche gefertigt? In der Regel sind die Schachtler, gewöhnlich sogar schon Kinder von 5 Jahren an, die Hauptarbeiter unter Aufsicht der Mutter; die kleinen Kinder erlangen bald eine große Gewandtheit. Eine Mutter mit drei Kindern bringt in der Woche 3000, wenn hoch kommt, 4000 zu Stande. Also Wochenverdienst von vier Personen für unbezittelte Schwedenschahteln 1,80 Mt., im höchsten Falle 2,40 Mt., für bezittelte 2,10 Mt., höchstens 2,80 Mt., und davon muß noch der Betrag für das zum Kleister verwendete Gerstenmehl, also 57, resp. 76 Pf. abgezogen werden. Aber dann müssen die armen Kleinen früh um 4 Uhr aus dem Bett, um vor der Schule das Benjum abzuarbeiten; und nach der Schule dauert die Sitzung am Abend bis 8, gewöhnlich bis 9 Uhr, wenn noch ein Mann kommt, noch länger. Kommt man in solch ein Arbeiterhäuschen, wo 4 Personen am Tische mit staunenswerther Behendigkeit Schachteln machen, so prallt man oft unwillkürlich zurück vor dem Dunst und dem äheln Geruch, den der feuchte Spahn und der Kleister entwickeln, und vor der Hitze, die fürs Erzeugen der Schachteln erhalten werden muß. Dazu kommt nun, daß die Leute ihre Waare selbst abliefern und dabei viel Zeit opfern müssen: stundenlanges Warten beim Abliefern, der weite, oft mehr als eine Meile lange Weg zur Fabrik bei jeglichem, auch dem schlechtesten Wetter am bestimmten Tage. Die Folgen dieser Winterarbeit sind: mangelhafte Ernährung, Ueberanstrengung der Kinder, ungesunde Luft. Solche Kinder sitzen in der Schule ganz theilnahmslos, matt und schläfrig; wie ihr Körper, so ist auch ihr Geist deprimirt; sie sind für den Lehrer wahre Schmerzenskinder.

Der „Habshwertler Gebirgsbote“ giebt folgende Schilderung von dem Elend unter den schleßischen Webern:

„Ein Weber erhält für das Stück Creas (weiße Leinwand) 4 Mt. Um ein solches Stück fertig zu stellen, muß er 4 bis 5 Tage arbeiten, etwa von 5 Uhr früh bis Abends 9 Uhr (die Pausen für die Mahlzeiten sind hier schon eingerechnet). Der Weber hat zu seiner Unterhaltung zwei Spuler nötig, denen er etwa 20 Pf. für den Tag zahlt. Bei 5 Tagen Arbeitszeit muß also der Weber fünfmal 40 Pf. für die Spuler abrechnen, so daß ihm vom Verdienst nur 2 Mt. bleiben. Bei 5 Tagen Arbeitszeit würde also sein Tageslohn 40 Pf. betragen. Die geschickteren Weber verdienen häufig Wolltaro. Die Arbeitszeit beträgt ungefähr 8 Tage, um ein Stück von 128 Ellen herzustellen. Dafür erhält der Weber 8 Mt. als Arbeitslohn. Da er jedoch täglich zwei Spuler à 20 Pf. zu entschädigen hat, so bleiben ihm nur 4,80 Mt. Bei einer Arbeitszeit von 8 Tagen würde demnach der Tageslohn 60 Pf. betragen. Bedeutend ungünstiger gestalten sich die Lohnverhältnisse für jene Weber, welche die gewöhnliche Futterleinwand weben. Der Arbeitslohn pro Stück beträgt 2,60 Mt. Nun muß aber der Weber für die beiden Spuler viermal 40 Pf. abgeben, so daß 1 Mt. bleibt. Bei 4 Tagen Arbeitszeit würden demnach auf den Tag 25 Pf. Lohn entfallen. Ganz ähnlich steht es mit den Webern, welche Tücher weben. Bei 4 Tagen Arbeitszeit erhält der Weber pro Stück 3 Mt., wovon er viermal 40 Pf. an die Spuler abzugeben hat. Diese Zahlen sind nach der Versicherung des „Gebirgsboten“ mit Hilfe von wahrheitsgetreuen Webern aufgestellt worden.

### Wie kann man sich wohl mit 14 000 Mark jährlich ehrlich und anständig durchschlagen?

Das ist eine schwere Kunst, und Mancher kann's nicht. Um den Bedauernswertigen zu helfen, die es durchaus nicht verstehen, hat ein englischer Menschenfreund Namens Layard im „Nineteenth Century“ ein Haushaltungs-Budget aufgestellt, wo er das scheinbar Unmöglichkeit mögliche macht. Freilich muß sich der Arme, der nur 14 000 Mark jährlich hat, manche Einschränkung gefallen lassen; aber selig sind die Armen, denn das Himmelreich ist ihrer“, heißt der fromme Engländer, und mit diesem Trost, dem einzigen, den es giebt, wollen wir denn seine Aufstellung betrachten. Wir rechnen die Pfund gleich in Mark um:

Miete	2 100,-
Steuern u. Abgaben, einschließlich für Gas,	
Wasser u.	778,80
Kohlen	248,50
Lohn (3 Diensthoten)	962,10
Nahrung: Schlächter	929,90
Bäcker	188,70
Milchhandlung (die auch Butter und Eier besorgt)	704,70
Krämer	768,80
Gemüsehändler	208,—
Geflügelhändler	203,80
Kleidung: Frau	708,30
Mann	597,25
Bäde	694,80
Arzt und Apotheker	661,—
Reisen und Tringelber	867,40
Stadtverkehr (Stadtbahn, Omnibus)	207,80
Porto	156,60
Bücher, Zeitungen, Papier u.	161,25
Bergnügungen, Geschenke, Rauchen	718,15
Wein	300,70
Haus-Reparaturen u.	532,80
Garten (in Ordnung halten lassen)	93,80
Bilanz	2 209,05
Zusammen	14 000,—

### Vom Reichstag.

**81. Sitzung.** (Fortf. der zweiten Beratung des Eisenbahnetats.)  
Abg. Richter (dir.): Ich beantrage, den Reichskanzler zu ersuchen, dem Reichstage baldmöglichst eine Uebersicht vorzulegen derjenigen Ausnahmetarife deutscher Eisenbahnverwaltungen, welche dazu bestimmt sind, die Ausfuhr deutscher Kohlen nach dem Auslande oder die Konkurrenz inländischer Kohlen mit den ausländischen zu begünstigen.

**82. Sitzung.** (Marineetat.)  
Die Verhandlungen haben kein Interesse, da ja die verlangten ungeheuerlichen Summen doch bewilligt werden; dazu ist der Reichstag ja da.

**83. Sitzung.** (Fortsetzung.)  
Abg. Singer (Soz.): Ich weiß nicht, weshalb der Reichskanzler die Wehrforderungen für die Marine nicht begründet hat mit einem Hinweis auf die Sozialdemokratie. Er hätte ja auf unseren Kopfhagener Kongreß hinweisen können, oder daß wir eine Seeräuberkolonne ausdrücken können; Wir sind gegen die Bewilligung, weil wir die Verantwortung für eine zu große Ausdehnung der Flotte nicht übernehmen wollen. Wir haben oft genug die Erfahrung gemacht, daß eine fest gegebene Zusage der Regierung nicht gehalten ist. In einer Zeit, wo durch die Getreidefälle die Lebensmittel verteuert werden, in der Zeit des industriellen Niederganges kann der Reichskanzler es nicht verantworten, Ausgaben zuzustimmen, welche die Finanzkräfte des Reichs in solcher Höhe festlegen.

Wir können es nicht verantworten, das Volk mehr zu belasten, als es schon der Fall ist. Wir stimmen gegen die Positionen, welche das Volk belasten, umsonst, da so wie so schon der wirtschaftlich schwächste Theil die Hauptlast auch bei dieser Ausgabe tragen soll. Wir halten die Forderungen auch nicht für notwendig zum Schutze unserer Küsten.

**84. Sitzung.** (Beratung des Gesetzes über das Telegraphenwesen.)  
Die Verhandlungen bieten kein Interesse.

**85. Sitzung.** (Beratung des Gesetzes betreffend die ostafrikanische Schutztruppe und Wahlprüfungen.)  
Dabei meint ein Herr Baumbach (L.): Gegen die Sozialdemokratie muß alle Macht ausgeübt werden. (Daher wohl auch der Krähwinkler Landsturm, der so lähn gegen uns vorrückte? Ros ad triarios venit.)

**86. Sitzung.** (Petition betreffend Zulassung der Frauen zum medizinischen Studium.)

Die Verhandlungen sind psychologisch interessant.

Abg. Harmening (dir.) muß den Einwand bekämpfen, daß das Zusammenstudiren männlicher und weiblicher Personen in moralischer Beziehung bedenklich sei (Bürgerliche Moral!!! Sie kennen sich.)

Abg. Ortner (Centr.): Nur ein sehr kleiner Theil, nur die allerbegabtesten Frauen, würden sich zu dem Studium eignen. (Nun jeder männliche Efel studiren kann, so kann es doch auch jede weibliche Gans!) Die Universitäten würden dadurch überfüllt werden (Konkurrenzneid!) und zu dem bereits bestehenden würde ein weiteres gefährliches Proletariat geschaffen. Die russischen Studentinnen stellen das Hauptkontingent zu den Nihilisten. (Unbesorgt, die deutschen werden es nicht thun, sondern die gute Gelegenheit zum Mannesfang benutzen.)

Abg. Vebel (Soz.): Es handelt sich hier um eine schwerwiegende soziale Frage, um Befreiung des Strebens weiter Kreise von Frauen nach Selbstständigkeit. Diese Frage sei gerade eine Frage gebildeter Kreise, und sie werde von Jahr zu Jahr dringender. Wie könne man bei dieser Frage Konkurrenzbeurteilungen als Gegengrund anführen? Das Kennzeichen der heutigen Zeit sei ja die Konkurrenz, welche sich auf jedem Gebiete zeige. Die Konkurrenz der weiblichen Personen werde höchstens den guten Erfolg haben, daß die männlichen Studenten fleißiger werden. Wie könne man ferner Aufstands- und Sittlichkeitsrückichten hier anführen angesichts der Thatsache, daß jährlich unter dem Schutze des Staates und staatlich anerkannter Religionsgesellschaften Tausende von Frauen zu Krankenpflegerinnen ausgebildet werden? Durch das gemeinsame Studium männlicher und weiblicher Personen werde der rohe Ton der ersten gemildert werden. Das Beispiel Amerikas und der Schweiz zeige, daß das Studium der Frauen sogar wohlthätige Folgen gehabt habe. In Amerika giebt es 18 000 Studentinnen und 3000 Ärztinnen. Auch in Deutschland sei es nichts neues, daß Frauen auf der Universität studiren. In den sechziger und siebenziger Jahren hätten auf der Leipziger Universität eine Anzahl Frauen studirt. Der Kultusminister, der in Preußen bis heute im Amte war, habe das beruhigen, kürzlich verstorbene Professorin der Mathematik Kowalewska, seine besondere Anerkennung ausgesprochen. Durch die gewaltsame Trennung der Geschlechter verhärtete man diese Frage und gehebe geradezu die Sittlichkeit.

Abg. Jählich (cons.): Es beziehe schon jetzt eine Ueberfülle an Ärzten, welche sich noch steigern werde, wenn man die Frauen zum Studium zulasse. (Ist der Mann Arzt?) Die Frau gehöre ihrer ganzen Natur nach ins Haus und nicht in den Kampf der Welt. (Die Frau als Handthier.)

Abg. Richter (dir.): Es ist empörend, daß die Männer nicht so viel Parteilichkeit haben, daß sie den Frauen aufdrängen, sich in Fällen von einem männlichen Arzte untersuchen zu lassen, wo es ihrer Scham widerspricht. Das ist eine Frage des Anstandes und der Sittlichkeit. (Sittlichkeit! Bücher und Zeitungen konfisziren ist Sittlichkeit in Deutschland, weiter nichts, merken Sie sich das, mein Herr!) Es kommen häufig Fälle vor, wo Frauen eben aus Scham zum männlichen Arzte nicht gehen, wodurch oft eine Berührung der Krankheit und Tod die Folge ist.

**87. Sitzung.** (Der ewige Marineetat.)  
Viel Geschrei und wenig Woll.

**88. Sitzung. (Etat des Reichsheeres.)**

Abg. Vebel bringt die Mißhandlungen der Soldaten zur Sprache. Seit im vorigen Jahre die Behandlung der Schullehrer hier verhandelt sei, hätte die Brochüre von Ernst Abel: „Die Wochen-Bischofsmeister“, die öffentliche Meinung im höchsten Grade erregt. Die Erwartung, daß die Militärverwaltung diese Brochüre desavouieren würde, hat sich nicht erfüllt. Man hat nur den Verfasser derselben, obgleich er bereits wieder Civilist ist, kriegsgerichtlich mit vierzehn Tagen gelinden Arrest bestraft, aber die zum Theil granziehenden in der Brochüre mitgetheilten Thatfachen in der Hauptsache als wahr anerkannt. Der Rittmeister, der hauptsächlich in der Brochüre belastet ist, ist mittlerweile im Jenseits gestorben. Aber auch die Unteroffiziere in jenem Truppentheile haben sich die gräßlichste Mißhandlung zu Schulden kommen lassen, ohne daß man etwas davon gehört hätte, daß sie zur Strafe gezogen seien. Fälle, wo Soldaten ins Gesicht gespußt wurde, kommen sehr häufig vor. Der Premierlieutenant Kadler hat nach der Brochüre einen Soldaten gezwungen, wie ein Hund zu bellen, und andere Soldaten ganz unmenslich behandelt, trotzdem ist er in die Stelle des irrthümlich gewordenen Rittmeisters gerückt. Es scheint sich also zu bewahren, daß Strafen, welche Offizieren auferlegt würden, ihrem Avancement nicht im Geringsten hinderlich seien. Der gemeine Soldat ist seinem Vorgesetzten gegenüber vollkommen machtlos. Er wird gar nicht instruit, in welcher Weise er sich zu beschweren hat. Es ist ein traditioneller Glaube der adeligen Offiziere, daß sie mit den gemeinen Soldaten nicht wie mit menschlichen Wesen umzugehen brauchen. Dieser mißbräuchlichen Anwendung der Gewalt der Vorgesetzten muß ein Ende gemacht werden. Die Pferde werden beim Militär viel besser behandelt als die gemeinen Soldaten. Redner führt die in der letzten Zeit durch die Zeitungen veröffentlichten Fälle von grober Soldatenmißhandlung an. Das sind Brutalitäten, die die schredenerregende Zahl der militärischen Selbstmorde begreiflich erscheinen lassen. Von 1887 bis 1888 sind 4209 Mann im Militär gestorben, davon 948 an Selbstmord, und weitere 165 Mann hatten verübte Selbstmordversuche gemacht. Die größte Anzahl der Selbstmorde hat ihre Ursache in gekränktem Ehrgefühl und vor allem in der Furcht vor einer barbarischen Strafe. Das Militärgerichtsverfahren bildet zwar eine Art geheimer Rache, aber man weiß doch, daß die Strafen des kleinen Mannes grausam sind, dagegen die Bestrafung der Vorgesetzten wegen Mißhandlung ihrer Untergebenen eine lächerlich geringe ist. Das Militärgerichtsverfahren müßte endlich grundförmlich geändert werden. Zunächst müßte die Oeffentlichkeit des Militärgerichtsverfahrens vollwändig eingeführt werden. Bei den Kriegsgerichten sind heutzutage oft Richter, Ankläger und Vertheidiger in einer Person vereint. Einjährige, die unter den Augen ihrer Vorgesetzten hundertische Martern schlagen, werden nicht bestraft.

Kriegsminister v. Kallenberg-Stachau. Der Redner hat es für gut befunden, die Zustände der Armee in einem besondern Lichte (!) zu schildern, ohne daß mir der Zweck dieser Schilderung klar ist. (!) Ich glaube, die Absicht, auf die Mehrheit des Hauses in dieser Beziehung zu wirken, hat er nicht gehabt

(allerdings nicht), und ich hoffe, daß die Rede an der Stelle, auf die sie gemüthlich ist, nicht den Anklang finden wird, den der Abgeordnete beanprucht. (!) Die Armee wird sich dadurch nicht aufregen lassen und verleitet werden zu dem Glauben, daß solche Zustände wirklich allgemein verbreitet sind. (Das braucht sie auch nicht, denn was man schon weiß, braucht man nicht erst zu glauben.) Abg. Szynala (Centr.): Die Soldatenselfmorde werden durch unglückliche Liebe verursacht.

**89. Sitzung.**

Beim Kapitel „Artillerie und Waffentwesen“ sagt Abg. Ulrich (Soz.) über Artilleriewerkstätten, welche durchaus keine Musteranstalten seien, weder in der Behandlung der Arbeiter, noch in Hinsicht auf die für schlechte Arbeiten gemachten Abzüge noch auf die Höhe der Löhne. Es werden oft Abzüge gemacht für Arbeiten, die durch viele Hände gegangen sind, und so muß der Unschuldige mit dem Schuldigen leiden. Das böse Beispiel der Staatswerkstätten werde das gute Beispiel der privaten Werkstätten verderben. (Musteranstalten!) In Spandau soll sogar der Arbeiter das Leuchtgas bezahlen müssen, welches bei seiner Arbeit verbrannt. Die festgesetzten Termine für die Lohnauszahlungen würden auch nicht eingehalten. Ein Arbeiter, der sich beschwerte, werde einfach entlassen. In Spandau würden die Arbeiter sogar gezwungen, an Kaisers Geburtstag zu feiern. Für das kleinste Versehen würden Abzüge gemacht. Ein Abzug von einer Mark thue dem Arbeiter sehr wehe, für die Herren auf der Rechten freilich sei eine Mark ohne Bedeutung. Das Arbeitsreglement binde jede Freiheit, da den Arbeitern unter Androhung der Entlassung die Zugehörigkeit zu einem sozialdemokratischen Vereine verboten sei. Dadurch erzeuge man Haß unter den Arbeitern und erziehe sie zu Heuchlern. Redner führt im Einzelnen aus Amberg an, daß dort vier Arbeiter unter 16 Jahren ebenso lang wie die Erwachsenen arbeiten. Das widerspreche der Gewerbeordnung. (Schöne Gegend! Der Staat hält seine eigenen Gesetze nicht!) Ferner tadelt Redner, daß sämtliche Arbeiter an die Pensionstafel Beiträge zahlen, ohne daß sie etwas herausbekommen, wenn sie entlassen werden oder selbst abgehen. Es sei sogar die Bestimmung getroffen worden, daß den Wöchnerinnen die bisher gezahlte Vergütung entzogen werde.

**90. Sitzung. (Etat der Reichsjustizverwaltung, des Reichsschulamts, Eisenbahnamts u.)**

Abg. Stadthagen (Soz.) führt Beschwerde darüber, daß so häufig über Unschuldige in ganz leichtfertiger Weise Untersuchungshaft verhängt würde, ohne daß sie die geringste Sühne oder Entschädigung für die ihnen zugefügten geschäftlichen und pekuniären Nachteile erhielten. Die betreffenden Beamten müßten zur Verantwortung gezogen werden können. Redner führt u. A. einen Fall an, wo ein Amtsvorsteher einen politischen Gegner ohne jeden Grund, nur aus politischem Haß auf 30 Tage einperrten ließ. Die Staatsanwälte gingen gegen ihre politischen Gesinnungsgenossen auch nicht so rigoros vor, wie gegen Sozialdemokraten. Letztere hätten darum auch besonders Ursache, gegen dies System Verwahrung einzulegen. Staatssekretär Dr. Bosse: Das ist zu betlagen, läßt sich aber unter den menschlichen (!) Verhältnissen niemals vermeiden.

**91. Sitzung. (Schluß der Etatsverhandlungen.)**

Der Gesamtetat wird in Höhe von 1 102 435 132 Mk. gegen die Stimmen der Sozialdemokraten definitiv angenommen, ebenso das Etats- und Anleihegesetz mit dem Nachtragsgesetz für 1890/91, nachdem Staatssekretär v. Boetticher sich im Namen der Bundesregierungen mit der Streichung der ersten Rate von 2 1/2 Millionen für die Kreuzerfregatte K einverstanden erklärt hat.

**Briefkasten.**

**Lesensnummern** wirft man nicht fort, sondern sendet sie zur Agitation mit einer Dreipennigmarke versehen, an solche Genossen, welche voraussichtlich abonniert werden. Agitationsnummern stehen gratis und franko zur Verfügung. Wir bitten unsere Freunde, sich an die Expedition zu wenden und Zusendung zu verlangen.

Je größer der Abonnentenkreis wird, desto größer werden die Einnahmen unseres Blattes, und da wir nicht die Absicht verfolgen, Ueberflüsse zu machen, so wird alles dazu verwendet werden, um das Blatt immer besser zu gestalten, so daß jeder neue Abonnent unsern Lesern direkt zu Gute kommt.

**J. M., Veltin.** Auch ein aus der Landeskirche ausgeschiedener kann nach einem Urtheil des Kammergerichts seine schulpflichtigen Kinder nicht ohne Weiteres dem Religionsunterricht in der Schule entziehen. Er muß vielmehr erst Dispensation beim Lokalinspektor erwirken. Diese Dispensation muß aber bewilligt werden, sobald der Austritt des Vaters aus der Landeskirche nachgewiesen wird. Ob die Kinder früher getauft worden sind, ist gleichgültig, da sie der Konfession des Vaters folgen.

**G. S. 30.** 1. und 2. Ihr Vater muß zunächst 47 Wochenbeiträge bezahlen. Dann werden ihm bei Berechnung der Parteizeit von 235 Wochen angerechnet: a) diese 47 bezahlten Wochen, b) diejenigen Wochen vom 1. Januar 1886 bis zum Eintritt der Erwerbsunfähigkeit, über welche er Bescheinigungen seiner Beschäftigung in einem jezt der Versicherung unterliegenden Verhältniß oder über Krankheiten bringen kann, c) die Woche des ersten Jahres seiner Krankheit nach dem Schlaganfall; ist die durch diese Anrechnungen verminderte Parteizeit um, so bekommt er Rente. 3. Die Invalidenrente wird gezahlt vom Verlust der Erwerbsfähigkeit an. Mitglied einer Krankenkasse braucht man nicht zu sein. 4. Auch wer nicht mehr ein Drittel des ortsüblichen Tageslohnes verdient hat, erhält die Rente. 5. Auf den wirklich verdienten Lohn kommt es nicht an, in Berlin muß jeder erwachsene männliche Arbeiter 3. Klasse zahlen. Wieviel an anderen Orten ist ohne Kenntniß des Orts nicht zu beantworten.

**Enskirchen.** Da der Pferdewacht anscheinend bei einer zum Betrieb der Fabrik gehörigen Thätigkeit verunfallt ist, hat er Anspruch auf Unfallrente vom Beginn der 14. Woche nach dem Unfall, falls er sich keine Hinterbliebenen auf Verdienungskosten und Rente gemäß § 6 Unfallversch.-Ges.

**Achtung!**

**Sonntag, den 29. März 1891 (1. Osterfeiertag)**  
in den Gratzweil'schen Bierhallen, Kommandantensir. 77/79

**Vocal- und Instrumental-Concert**

arrangirt vom  
**Sozialdemokratischen Lese- und Disturix-Verein „Herwegh“**  
unter gütiger Mitwirkung des  
**Gesang-Vereins „Liederlust“ (Mitglied des Arbeiter-Sänger-Bundes).**  
Anfang 7 Uhr. **Nachdem: TANZ.** Billets 25 Pf.  
Billets sind im Vereinslokal bei Otto Linke, Forsterstraße 45 und beim Genossen D. Mette, Sorauerstraße 5, 1 Tr., zu haben.

**Achtung!**

**Große öffentliche Versammlung**  
sämtlicher in Holzfabriken und auf Holzplätzen  
beschäftigten Arbeiter

am **23. März, Abends 8 Uhr** in **Lehmann's Lokal, Schwedterstr.**  
**23. Tagesordnung:**  
1. Was haben uns die Kämpfe der Arbeiter in der letzten Zeit gelehrt? Referent: Stadtverordneter **Fritz Zubeil.**  
2. Diskussion.  
3. Verschiedenes und Fragekasten.  
Die Kollegen im Norden werden ersucht, in dieser Versammlung recht zahlreich und pünktlich zu erscheinen. Zur Deckung der Unkosten findet eine Tellerammlung statt.  
**Der Einberufer.**

**Arbeiter-Gesang-Vereinen**

halte zur Abhaltung von Festen folgende Kompositionen meines Verlags freundlicher Beachtung empfohlen:  
**Clem. Zahn:** „Aufruf“. Gedicht von Georg Herwegh. Part. und Stimme 1 Mt., jede Stimme 15 Pf.  
**Clem. Zahn:** Drei Lieder. Georg Herwegh: Das freie Wort. Heinz Heine: Die Erleuchtung. Em. Heibel: Wandersera. — Part. u. Stimme 2 Mt., jede Stimme 25 Pf.  
**La Marseillaise:** Deutscher Text von Rudorf. Arrangirt von G. Reich. Part. und Stimme 1 Mt., jede Stimme 15 Pf.  
**Carl Hunger:** „Ecke Steirer“. Großes humoristisches Repertoire. — Part. u. Stimme 2,60 Mt., jede Stimme 40 Pf.

**J. Günther.**

Dresden, Diegel-Strasse 24.  
**Buch- und Musikalien-Sortiment.**  
Spezialität: Arbeiterlieder.

Empfehle Freunden und Genossen mein reichhaltiges Lager von

**Cigarren u. Tabake.**

Darüberhabende des Metallarbeiter-Vereins und der Gürtler-Hilfskasse. Haupt-Agentur der Berliner Feuer-Versicherung.

**Otto Klein**

Kottbuser Damm 14, früher Nitterstr. 15.

Allen Freunden und Genossen empfehle mein

**Weiß- und Bayerisch-Bier-Lokal.**

Vorzügliche Speisen und Getränke in großer Auswahl. Vereinszimmer steht zur Verfügung.

**Carl Pfister, Eisenbahnstr. 35.**

**Große öffentliche Versammlung**  
für Frauen und Männer

am **Sonntag, den 22. März, Abends 6 1/2 Uhr,**  
in **Schmiedels Festsaal (Orpheum), Alte Jakobstr. 32.**  
**Tagesordnung:** 1. Vortrag über: Die Aufhebung des Jesuiten-Ausnahme-Gesetzes. Referent: Dr. Lüggenau. 2. Diskussion. 3. Verschiedenes.

**Geselliges Beisammensein.**

Zu recht zahlreichem Besuch laden Genossen und Genossinnen ein **Diebeauftragten.**  
Genossen empfehle mein Gutgeschick. **Arbeite nur mit Fabrikanten, welche sich der Controlmarken deutscher Gutmacher angenommen haben.** Bitte zu beachten: Köpenickerstraße 126, nahe der Adalbertstraße.

**Adolph Kehr.**

Die seit 1877 bestehende, weltbekannte  
**Uhrenfabrik**

von  
**MAX BUSSE**

157. Invaliden-Strasse 157, neben der Markthalle,  
verkauft jetzt sämtliche Uhren zu bedeutend herabgesetzten Preisen.  
Für jede Uhr wird reelle Garantie geleistet.  
Grosse Abschlüsse mit Pforzheimer und Hanauer Fabrikanten ermöglichen derselben Firma den Verkauf von  
Gold-, Silber-, Granaten- und Korallenwaaren  
zu fabelhaft billigen Preisen.

**Spezialität: Ringe.**

Reparaturen an Uhren und Goldsachen werden auf das Gewissenhafteste ausgeführt.

**Albert Auerbach,**

Berlin S., Kottbuser Damm 7.  
**Schuh- und Stiefel-Lager**  
für Herren, Damen und Kinder.  
Reelle Bedienung. — **Geringe Preise.**

Allen Parteigenossen empfehle mein

**Weiß- u. Bayerisch-Bierlokal**  
Potsdamer Bier.  
**August Insinger**  
Krauzstr. 48.

**Der Arbeits-Nachweis**  
der  
**Klavier-Arbeiter**

befindet sich jezt Ranninstr. 78, im Restaurant **Winger.** Die Adressen-Ausgabe findet jeden Abend von 8-9 1/2 Uhr u. Sonntag Vormittag von 10-11 1/2 Uhr an Mitglieder wie an Nichtmitglieder unentgeltlich statt.

**Die Arbeitsvermittlungskommission:**  
Freunden und Genossen theile hierdurch mit, daß ich **Schlesischestr. 35** ein **Zigarren- u. Zeitungsgeschäft** eröffnet habe.  
**Fr. Schulz.**

**Wer sparen will, bestelle Käse.**

Soft, Soft, Adle & Götter	24
Soft, Adle & Götter	23
Soft, Adle & Götter	30
als hier ganz nach Maß empfängt	
<b>Julius Werner, Ranninstr. 1. B.</b>	
10 Pfund-Porter-Käse	3.40 und 3.30
und 4. — portfrei.	

**Branzbinderei u. Blumenhandlg.**  
von

**J. Meyer**  
Berlin SO., Wienerstraße 1.  
(in der Ecke bei der Wanteuffelstraße).  
**Bekannte Preise. Auch Versandt.**  
Pünktlich und gut.  
Fernsprecher, Amt IX, 9482.  
Allen Parteigenossen empfehle meine

**Destillation.**

**Weiß- und Bayerisch Bier-Lokal.**  
Große Zimmer  
für Gewerkschaften stehen zur Verfügung.  
**Adolph Flick,**  
SW., Zimrosestr. 23.

**Herren- u. Knaben-Garderober, Arbeitsachen, Bestellungen nach Maß,**  
empfiehlt wie bekannt in reellster Ausführung und allerbilligsten Preisen

**J. BAER, Berlin N., Gesundbrunnen, Badstr. 18, Ecke der Stettinerstrasse.**

Bitte genau auf die Firma zu achten.